



VERANSTALTUNGEN ZUM TAG DES GEDENKENS AN DIE OPFER DES NATIONALSOZIALISMUS 2014

Plenarsitzung und Ausstellungen
im Landtag Rheinland-Pfalz

Heft 60
der Schriftenreihe des Landtags Rheinland-Pfalz
ISSN 1610-3432

IMPRESSUM

Herausgeber: Der Präsident des Landtags Rheinland-Pfalz
Verantwortlich: Hans-Peter Hexemer
Leiter Kommunikation und Neue Medien
Platz der Mainzer Republik 1, 55116 Mainz
Redaktion: Elke Steinwand
Gestaltung: Petra Louis, Mainz
Titelbild: Gooi-en Eemlander vom 16.11.1938, Zeitungs-
ausschnitt von Ruth Levi, geb. Hess (Titel links),
Melanie Bauer (Titel rechts)
Fotos: Melanie Bauer (S. 5, 7, 11, 13, 14, 15, 17, 21,
26, 29, 37, 39, 40, 48, 49, 54, 58),
Klaus Benz (S. 59, 61, 63, 67, 77, 83, 85, 115,
119, 125, 126),
Herlinde Koelbl (S. 113),
Landtag (S. 62),
Kristina Schäfer (S. 43, 51)
Copyright: Landtag Rheinland-Pfalz 2014
Druck: Druckerei Wolf, Ingelheim

Der Landtag im Internet: www.landtag.rlp.de

VERANSTALTUNGEN ZUM TAG DES GEDENKENS AN DIE OPFER DES NATIONALSOZIALISMUS 2014

Plenarsitzung und Ausstellungen
im Landtag Rheinland-Pfalz

INHALTSVERZEICHNIS

PLENARSITZUNG DES LANDTAGS RHEINLAND-PFALZ AUS ANLASS DES GEDENKTAGS FÜR DIE OPFER DES NATIONALSOZIALISMUS AM 27. JANUAR 2014	5
BEGRÜSSUNGSANSPRACHE Landtagspräsident Joachim Mertes	7
GEDENKREDE Heinz Hesdörffer, Zeitzeuge und Auschwitz-Überlebender aus Bad Kreuznach	17
ANSPRACHE Ministerpräsidentin Malu Dreyer	51
AUSSTELLUNG „WENN IHR HIER ANKOMMT...“ SCHICKSAL EINER JÜDISCHEN FAMILIE ZWISCHEN KINDERTRANSPORT UND GESCHEITERTER EMIGRATION MIT REGIONALTEILEN ZU DEN KINDERTRANSPORTEN AUS MAINZ, KOBLENZ UND LUDWIGSHAFEN VOM 15. JANUAR BIS 14. FEBRUAR 2014	59
BEGRÜSSUNG Landtagspräsident Joachim Mertes	61
EINFÜHRUNG Christoph Gann, Kurator der Ausstellung, mit einer Lesung aus den Briefen von Eva Mosbacher durch die Schauspielerin Liljana Elges	67
ANMERKUNGEN ZU DEN REGIONALTEILEN Dr. Hedwig Brüchert, Historikerin, Mainz	83
AUSSTELLUNGSKATALOG REGIONALTEILE	87

AUSSTELLUNG
JÜDISCHE PORTRAITS
FOTOGRAFIEN VON HERLINDE KOELBL
VOM 22. JANUAR BIS 20. FEBRUAR 2014
IM LANDTAG RHEINLAND-PFALZ

113

BEGRÜSSUNG

Landtagspräsident Joachim Mertes

115

EINFÜHRUNG

Dr. Iris Benner,
Stiftung Haus der Geschichte Bonn

119



PLENARSITZUNG

DES LANDTAGS RHEINLAND-PFALZ
AUS ANLASS
DES GEDENKTAGES FÜR DIE OPFER
DES NATIONALSOZIALISMUS

AM 27. JANUAR 2014



BEGRÜSSUNGSANSPRACHE

LANDTAGSPRÄSIDENT JOACHIM MERTES

Meine sehr verehrten Damen und Herren, liebe Gäste, vor allen Dingen, lieber Herr Hesdörffer. Wir haben Sie als Gast, als Zeitzeugen zu dieser Plenarsitzung heute an diesem 27. Januar eingeladen, der uns so viel bedeutet im Nachdenken über die Opfer und die Täter.

Sie, Herr Hesdörffer, haben die Verfolgungsgeschichte erlebt, die vor 75 Jahren für Sie begann. Sie waren 16 Jahre alt. Erst sechs Jahre später wurden Sie befreit.

Damals, so haben Sie es erzählt, haben kanadische Kriegsgefangene Sie auf einen Lastwagen gezogen, einen jungen ausgemergelten Mann, erschöpft, der durch fünf Konzentrationslager in Europa getrieben worden war, der Auschwitz – was für ein furcht-

erregender Name – überlebt hatte. Dieses Lager wurde genau an diesem Tag, am 27. Januar 1945 von der Roten Armee befreit. Ihr Bruder ist dort durch die Nazis ermordet worden. Ihre Mutter und Ihr Onkel wurden ermordet.

Sie haben dann Deutschland verlassen, sind nach Südafrika ausgewandert und haben Ihre Geschichte 1947 aufgeschrieben, aber nicht veröffentlicht. Es war sicher ein schwieriger Schritt. Vor einigen Jahren sind Sie nach Deutschland zurückgekommen. Das war nicht selbstverständlich.

Sie haben in Ihrer Heimatstadt Bad Kreuznach das Bildungswerk Heinz Hesdörffer ins Leben gerufen. Es waren einige junge Leute um Sie herum, mit denen Sie zusammen einen Film aufgenommen haben. Sie sind dabei in Europa 14.000 Kilometer mit einem „Bulli“, also einem VW-Bus, an die Stätten gefahren, an denen Sie vorher gelitten haben. Sie haben den jungen Leuten vor laufender Kamera erzählt, was geschehen ist, und haben die Orte erklärt.

Wir begrüßen diese jungen Leute, von denen einige heute anwesend sind.

Schön, dass Sie heute hier sind und dass Sie sich die Zeit genommen haben, mit Herrn Hesdörffer dieses Projekt durchzuziehen und die beeindruckende Dokumentation zu erstellen. Herzlichen Dank dafür!

Es ist ein Zeichen ganz besonderer Versöhnung, wenn ein Zeitzeuge, der so gelitten hat, zu uns kommt, mit uns reden und uns deutlich machen will, dass wir dazu beitragen können, dass es sich nicht wiederholt. Herzlichen Dank dafür!

Nun sind Sie – ich darf dies sagen – inzwischen eher ein älterer Herr, und es ist unglaublich, mit wie viel Kraft Sie beim ersten Mal hier aufgetreten sind, als wir uns umgeschaut, die Technik aus-

probiert haben und mit wie viel Kraft Sie immer wieder in Schulen gehen.

Meine Damen und Herren, das ist kein einzelner Auftritt. Dafür kann man Ihnen nur danken; denn das ist das Zeugnis, das notwendig ist, jungen Leuten das Geschehene noch einmal klarzumachen.

Heute Morgen um 8.00 Uhr, das ist die übliche Zeit, ging ich als Dorfbürgermeister von Buch in das Rathaus. Da traf ich eine Schulklasse, die die Stolpersteine, die vor dem Rathaus sind, von einem Lehrer erläutert bekommen hat. Das heißt, Gedenken und Erinnern findet heute vielfältig statt, und man informiert die jungen Leute.

Meine Damen und Herren, wir sind zusammengekommen, um an diejenigen zu denken, die in den furchtbaren Jahren Opfer des Rassenwahns und der Tötungsmaschine geworden sind.

Ich begrüße die Vertreter der Opfer: Für die jüdischen Gemeinden in Rheinland-Pfalz begrüße ich den Vorsitzenden des Landesverbandes, Herrn Avadislav Avadiev. Ich darf auch Herrn Jacques Delfeld für den Landesverband der Sinti und Roma begrüßen.

Ganz besonders begrüße ich und freue mich, weil er schon so oft bei uns war, dass Monsignore Klaus Mayer, Ehrenbürger der Stadt Mainz, wieder bei uns ist. Sie haben uns auch schon an diesem Pult über Ihre Verfolgung berichtet.

Ich freue mich, dass von der Evangelischen Kirche Herr Dr. Thomas Posern und von der Katholischen Kirche Herr Ordinariatsdirektor Dieter Skala anwesend sind.

Ich begrüße die Vertreterinnen und Vertreter der Gedenkstätten, von Vereinen, Arbeitsgemeinschaften und Initiativen im Land, die sich der Gedenkarbeit widmen. Sie tragen in vorbildlicher Weise dazu bei, dass die Erinnerung nicht verblasst.

Meine Damen und Herren, vor Ihnen steht jemand, der noch weiß, dass in seiner Jugend das Thema absolut tabu war. Die Regierungen und Parlamente haben sich nicht darum gekümmert. Es brauchte Initiativen, Menschen, die bereit waren, es zu tun. Gerade jemand, der wie ich aus dem Trierer Raum kommt, wusste immer, was Hinzert war. Wenn Sie einen Luxemburger fragen, der weiß es auch. Wir müssen es weitergeben, damit die anderen es auch wissen.

Ich freue mich, dass Frau Oberbürgermeisterin Dr. Heike Kaster-Meurer und Herr Landrat Franz-Josef Diel aus Bad Kreuznach zu uns gekommen sind, die das Bildungswerk von Heinz Hesdörffer ganz besonders unterstützen.

Ich freue mich, dass ich vom Diplomatischen Corps unsere geschätzte Botschafterin der Republik Ruanda, Madame Christine Nkulikiyinka, und den stellvertretenden Generalkonsul der Russischen Föderation, Herrn Pyatin, begrüßen kann. Seien Sie uns herzlich willkommen!

Ich freue mich, dass Sie, Frau Ministerpräsidentin, mit den Mitgliedern des Kabinetts bei uns sind, auch dass der Präsident des Verfassungsgerichtshofs, Herr Dr. Bocker, sowie der Bürgerbeauftragte Dieter Burgard, der sich auch jahrelang ehrenamtlich in der Gedenkarbeit engagiert hat und es noch immer tut.

Dann begrüße ich natürlich Sie, meine Damen und Herren, die Damen und Herren Abgeordnete, die bei dieser besonderen Sitzung immer sehr vollzählig anwesend sind.

Wir haben auch noch Gäste, die wir gar nicht sehen können, die uns aber sehen können, Schülerinnen und Schüler der Sophie-Scholl-Schule aus Mainz und des Sebastian-Münster-Gymnasiums aus Ingelheim. Sie sind im Wappensaal und schauen uns sozusagen per Kamera zu. So viel Platz haben wir hier nicht.



Die Musik, die wir eben hörten, kam vom Ensemble Dreydele aus Bad Kreuznach. Meine Damen und Herren, wir haben uns verabredet, Ihnen Beifall zu spenden. Obwohl dies eigentlich eine Gedenksitzung ist, bei der es vielleicht nicht üblich ist – dieses ungute Gefühl, das viele haben, soll ich oder soll ich nicht –, haben wir dies hier vorne schnell gelöst. Ich habe mich mit meinen Kollegen von der CDU rückgekoppelt, und wir waren uns einig, wir machen das für die Arbeit, die Sie gemacht haben, für das, was Sie uns vorgespielt haben, für das, was Sie eingeübt haben.

Herzlichen Dank für Ihre Musik. Es sind Melodien von Menschen, von mindestens sechs Millionen Menschen, die es heute nicht mehr gibt.

Meine Damen und Herren, im Gedenken an die Opfer bitte ich Sie, sich von den Plätzen zu erheben:

(Die Anwesenden erheben sich von ihren Plätzen)

Wir denken an Frauen und Männer, an Mädchen und Jungen, an Großmütter und Großväter.

Sie waren Juden, Sinti und Roma, Angehörige slawischer Völker und anderer Minderheiten.

Sie waren Zwangsarbeiter und politische Gefangene, Sozialdemokraten, Zentrumsmitglieder, Kommunisten und Gewerkschafter.

Sie waren überzeugte Christen oder Zeugen Jehovas.

Sie waren Behinderte, geistig Behinderte oder psychisch Kranke.

Sie waren Homosexuelle oder Vertreterinnen der Frauenbewegung.

Wir denken an die Kriegsgefangenen und an die vielen anderen Menschen, die nicht mehr leben durften, weil sie in den Augen ihrer Mörder als „minderwertig“ galten.

Ganz besonders denken wollen wir an die verfolgten Kinder und Jugendlichen. Ihr Leben war schon zu Ende, ehe es richtig begonnen hatte. Die, die überlebten, waren herausgerissen aus ihren Familien, ihre Kindheit wurde jäh beendet.

Wir gedenken und erinnern uns an das, was nie mehr kommen darf.

Ich danke Ihnen.

(Die Anwesenden nehmen wieder Platz)

Meine Damen und Herren, die Zeit, in die wir uns gleich durch Herrn Hesdörffer zurückversetzen lassen, begann ganz schrecklich 1933 mit der Entrechtung der jüdischen Bevölkerung, auch derer, die gar nicht mehr jüdisch waren, die längst getauft waren. Alle wurden entrechtet. Ob man einen Führerschein besaß oder ein Doktordiplom, ins Schwimmbad wollte oder als Kind ins Gymnasium – alles war eingeschränkt und wurde immer schlimmer. Viele sind geflohen, haben ihr Vermögen hergeben müssen und mussten ihre Kinder „Israel“ oder „Sara“ nennen.



Die meisten antisemitischen Bestimmungen wurden vor 75 Jahren in den Wintermonaten, in denen wir uns jetzt gerade befinden, geschaffen. 1938 machten dann die Nazis Jagd auf die eigenen Bürger.

Das blieb in Europa nicht ganz ohne Resonanz. Am 21. November 1938 hat ein Abgeordneter im Unterhaus in London gesagt: „Ich bitte diese Kammer, die unmenschliche Behandlung gewisser rassischer, religiöser und politischer Minderheiten in Europa mit großer Sorge festzustellen, und angesichts der sich verschlimmernden Flüchtlingssituation, eine konzertierte Aktion mit anderen Nationen – einschließlich den Vereinigten Staaten von Amerika – anzustreben, um eine gemeinsame Politik zu erarbeiten.“

Meine Damen und Herren, zu dieser gemeinsamen Politik ist es nie gekommen. Wir sollten uns heute nicht darüber erheben, dass es sie damals nicht gegeben hat.

Wir zeigen zu der Thematik eine Ausstellung im Foyer. Die Engländer haben 10.000 Kinder aufgenommen. Die Holländer haben



auch Kinder aufgenommen, die Franzosen, die Belgier, auch die Schweizer haben Kinder aufgenommen. Herr Hesdörffer, Sie gingen als 16-Jähriger mit Ihrem Bruder zunächst zu unserem Nachbarn in die Niederlande.

Meine Damen und Herren, der Frage, wie wir heute mit Verfolgten und Flüchtlingen umgehen, können wir nicht ausweichen. Wir können nicht Herrn Hesdörffer einladen, der aus Deutschland verjagt worden ist und in den Niederlanden aufgenommen wurde, ohne selbst Antworten auf das zu geben, was heute mit Flüchtlingen geschieht.

Ich möchte diesen Platz jetzt nicht missbrauchen, um eine politische Rede dazu zu halten. Ich möchte nur sagen, wir können dieser Frage nicht ausweichen.

Wer darüber urteilt, was vor 75 Jahren falsch war, der muss aktuell auch eine Antwort auf das geben, was heute richtig ist. Die Welt ist da konkret.

Herr Hesdörffer, Sie werden uns berichten, wie es gewesen ist wegzugehen, irgendwann zurückzukommen, in der Welt immer wieder neu anfangen zu müssen. Sie werden uns darüber erzählen können, wie es ist, wenn man zurückkommt und es ist keiner mehr da, kein Verwandter. Sie werden uns darlegen können, warum Sie dennoch heute hierhergekommen sind, um dem Landtag und seinen Gästen als Zeitzeuge zu schildern, was geschehen ist.

Meine sehr verehrten Damen und Herren, ich danke Ihnen alle, dass Sie zu dieser Sitzung gekommen sind, dass Sie bereit sind, unseren Zeitzeugen zu hören und auf diese Weise ein Stück Erinnerung in Aktion umwandeln.

Wir müssen den Menschen draußen im Lande immer wieder davon erzählen. Viele von Ihnen, ich würde sagen alle, die die Schulbesuche am 9. November gemacht haben, merken, dass unsere Jugend die Erzählung, die wir noch im Herzen tragen, was es bedeutet, Verfolgung zu erleiden und etwas Neues aufzubauen, nur noch schwer akzeptiert. Deshalb freuen wir uns auf Zeitzeugen, damit wir weitersagen können, was wir von ihnen hören.



GEDENKREDE

HEINZ HESDÖRFFER
ZEITZEUGE UND AUSCHWITZ-ÜBERLEBENDER AUS
BAD KREUZNACH

Meine sehr geehrten Damen und Herren!

Wer mein Buch gelesen hat oder es lesen wird, der weiß, dass ich am 30. Januar 1923 in Bad Kreuznach geboren bin.

Am 30. Januar 1933, zu meinem 10. Geburtstag, waren auch noch zwei „arische“ Freunde eingeladen, Söhne von Fachärzten. Der eine Vater war Hals-Nasen-Ohrenarzt, von dem anderen weiß ich es nicht mehr genau, welcher Facharzt er war. Orthopäde oder so etwas, jedenfalls waren es kultivierte Menschen.

Meine Mutter hat gesagt, der Dieter und der Eberhard sind wie immer auf dem Sofa herumgehopst. Wir waren doch Kinder, wir waren 10 Jahre alt.

Aber nach kurzer Zeit haben sie mich nicht mehr gekannt. Da waren sie in der Hitlerjugend und durften mit Juden nichts mehr zu tun haben.

Dann kam am 1. April der Boykott jüdischer Geschäfte. Da sind aber die Leute doch einkaufen gegangen. Angeblich sind sie fotografiert worden, wenigstens zum Teil. Dann kam die Bücherverbrennung.

Was sollte ich nun machen, als die Grundschulzeit beendet war? Auf das Gymnasium durften Juden nicht mehr gehen, weil sie nicht mehr studieren durften. Zu der damaligen Zeit bestand am Gymnasium an der Stadtmauer – es wird kurz Stama genannt – auch eine Abteilung Oberschule. Im Gymnasium wurde Griechisch und Lateinisch gelehrt, an der Oberschule Lateinisch und Französisch. Also habe ich mich dafür entschieden.

Ich war damals der einzige Jude unter 600 Hitlerjungen.

1934, als das erste Schuljahr zu Ende war, hat mich mein Klassenlehrer gerufen und hat gesagt: Ich kann dir dieses Jahr leider nicht den Buchpreis geben, den der beste Schüler der Klasse bekommt. Ich muss das Buch einem anderen Jungen geben. – Da hat der Lehrer noch gedacht, in der Weimarer Republik hat keine Regierung lange gehalten, vielleicht wird die Regierung Hitler auch nicht ewig da sein. Da hat er sich geirrt. Von 1935 bis 1938 war auch nie mehr die Rede davon. Ich durfte also den Buchpreis nicht bekommen.

Mein Vater ist 1934 nach einer Operation gestorben. Damals gab es noch keine Antibiotika. Die Wunde war infiziert, wurde immer

wieder geöffnet, um desinfiziert zu werden. Das hat aber alles nicht geholfen. Nach sechs Wochen hat das Herz nicht mehr mitgemacht.

Mein Vater hatte am 9. Juni Geburtstag. Meine Mutter hat ihm einen Strauß rote Rosen in das Krankenhaus mitgenommen. Als sie am 10. Juni in das Krankenhaus kam, haben die Ärzte versucht, meinen Vater zu retten, aber es war zu spät. Die Rosen hat er mit ins Grab bekommen. Da war meine Mutter allein mit zwei Kindern. Ich war 11 Jahre, mein Bruder 8 Jahre alt.

Meine Mutter war dann auf einen Bruder meines Vaters angewiesen, Onkel Ben, der als junger Mann nach Amerika ausgewandert war. Aber als der Krieg 1914 ausgebrochen ist, kam er zurück in die Heimat, um für seinen Kaiser zu kämpfen. Er hat gesagt, die Nazis können mir nichts machen. Ich habe meine Auszeichnung, mir kann nichts geschehen. Aber es ist anders gekommen.

Zuerst will ich sagen, was sie in der Schule mit mir in den Pausen gemacht haben. Sie haben mich in einen Mülleimer gestellt, sind herumgetanzt und haben gesungen: „Judd, Judd, scheiß in die Dudd, aber scheiß sie nicht so voll, sonst kriegt dein Vater ein Protokoll“. – Geschlagen haben sie mich nicht. Aber für sie waren Gepäckmärsche und später sogar Schießübungen wichtiger, als die Hausaufgaben zu machen. Da hieß es, „Judd gib mir dein Heft zum Abschreiben“. Dafür haben sie mich nötig gehabt.

1938 durften keine Juden mehr auf deutsche Schulen gehen. Es gab in Bad Kreuznach eine Klasse mit Kindern von 6 bis 14 Jahren, sowohl Mädchen als auch Jungens, die von einem jüdischen Lehrer unterrichtet wurden, mit dem ich mich oft nachmittags unterhalten habe. Ich war verwundert, wie gut er diese Gruppe unterrichten konnte; denn es waren alles unterschiedliche Jahrgänge. Ich weiß nur, dass mein Bruder sehr schön schreiben, lesen und rechnen konnte.

Ich musste dann nach Frankfurt umziehen und bin dort auf das Philanthropin gegangen, eine jüdische Schule. Es gab dort zwei jüdische Schulen, die Samson-Raphael-Hirsch-Schule und das Philanthropin. Meine Verwandten haben direkt um die Ecke vom Philanthropin gelebt. Dort gab es eine englische Klasse. Da war ich das erste Mal mit Jungens und Mädchen zusammen; denn in Bad Kreuznach waren zu der damaligen Zeit nur Jungens auf dem Gymnasium, auch auf der Oberschule, die Mädchen waren im Lyzeum. Ein Lyzeum besteht heute nicht mehr.

Heute gehen Jungen und Mädchen auf das Gymnasium an der Stadtmauer, also das „Stama“, und es gibt ein zweites Gymnasium am Römerkastell, in dem auch Jungens und Mädchen zusammen sind. Außerdem sind wir damals auch samstags morgens in die Schule gegangen. Das hat sich alles geändert. Heute ist der Unterricht von Montag bis Freitag.

In Frankfurt bin ich in die englische Klasse gegangen. Die Jungen und Mädchen, die dort waren, hatten schon Englisch gelernt. Ich hatte kein Wort Englisch gekonnt. Ich musste alles nachholen. Aber ich habe schnell nachgeholt.

Wer dort nach zwei Jahren das Abitur gemacht hatte, konnte an jeder englischen Universität studieren, und das war meine Absicht. Dann kam aber die Pogromnacht am 9. November 1938.

Das war alles geplant. Das hat gar nichts damit zu tun gehabt, dass Herschel Grynszpan in Paris den Diplomaten vom Rath umgebracht hat. Das war vorher schon geplant.

9. November 1918, Ende des Ersten Weltkrieges, 9. November 1923, der erste Putsch von Hitler, der schiefgegangen ist. Also sollte am 9. November 1938 der Pogrom stattfinden. Danach wollte jeder aus Deutschland heraus. Die meisten Länder haben keine Juden mehr zugelassen, außer einigen südamerikanischen Staaten.



In Amerika waren die Demokraten an der Macht, Roosevelt Präsident. Nur aufgrund der Quote durften Leute hereinkommen, und die war schon aufgebraucht. Es hat sich später herausgestellt, dass er ein großer Antisemit war. Aber das hat uns nicht geholfen.

Jedenfalls hat unsere Mutter uns zwei Kinder nach Holland gehen lassen. Wir konnten nicht wählen, wohin wir wollten. Das hat die Reichsvereinigung der Juden in Deutschland alles organisiert.

Ich weiß von einer Familie in Bad Kreuznach. Da ging der Junge in meinem Alter nach England und der etwas jüngere Bruder nach Frankreich. Der in England hat überlebt. Der nach Frankreich kam, ist deportiert worden und umgekommen.

Ich habe mich in Holland gleich gut durchgesetzt und für die anderen Jugendlichen vieles erreicht. Wir waren zuerst zwei Wochen in der Quarantäne Rotterdam. Dann kamen wir in das Waisenhaus Gouda. Gouda ist bekannt für Käse. Von dort wurde

mein Bruder entlassen und von einer Familie in Dordrecht als Pflegesohn aufgenommen. Das war der Vorbeter der Gemeinde. Einen Rabbiner gab es nicht. Übrigens hatte er seine Bar-Mizwa in Gouda. Das ist wie hier die Konfirmation.

Es hat sich niemand um uns gekümmert. Wir waren Flüchtlingskinder. Mit denen wollten sie gar nichts zu tun haben. Ich bin dann von Gouda nach Amsterdam in die Quarantäne gekommen. In Amsterdam habe ich eine Zeit lang als Schuster und Schneider gearbeitet. Von dort ging es in das Lloyd-Hotel. Dort, wo das Lloyd Hotel damals stand, steht heute ein großes Gebäude mit Büros, aber es besteht auch wieder ein Lloyd Hotel in derselben Straße, aber nicht in Nr. 12, sondern viel weiter in einer ganz anderen Richtung.

Im ersten Jahr in Holland waren die Verhältnisse ziemlich normal. Holland wollte neutral bleiben. Aber für die Nazis war es viel einfacher, durch Holland und Belgien nach Frankreich einzumarschieren, als die Franzosen über die Maginot-Linie anzugreifen. Da hätten sie viel zu viel Menschen verloren.

Vorher hatte ich durchgesetzt, dass uns das amerikanische Konsulat am 1. Mai 1940 untersucht hatte. Sie hatten versprochen, wir bekommen Ende des Monats, das heißt, Ende Mai 1940, unser Visum. Dann habe ich sofort durchgesetzt, dass die holländische Regierung ihren Konsul in Kassel beauftragt, meiner Mutter ein Besuchvisum für sechs Monate zu geben, damit wir zusammen nach Amerika auswandern konnten. Das Umzugsgut war schon im Schuppen von der Holland-Amerika-Linie. Aber am 10. Mai begann die Invasion. Da war ich in Rotterdam gewesen. Wir haben im Westersingel Nr. 30 auf dem Boden gelegen. Die Wände haben gewackelt. Wir haben gedacht, jeden Moment fällt eine Bombe auf uns. Aber wir haben überlebt.

Die Auswanderung ist natürlich nicht durchgegangen, und wir haben unsere Mutter nie wieder gesehen.

Unsere Mutter ist damals von Bad Kreuznach nach Fulda umgezogen; denn zu der damaligen Zeit wurden alle Juden in Judenhäusern zusammengepfercht, damit es leichter war, sie zu deportieren, um sie mitten in der Nacht oder ganz früh am Morgen abzuholen, zum Güterbahnhof zu bringen und in Viehwagen einzuladen.

Da wollte meine Mutter lieber in dem Hesdörffer'schen Haus in Fulda sein. Das war ein Judenhaus, und da war auch noch eine Schwester meines Vaters. Da war sie wenigstens mit der Familie zusammen. Sie hat in einem wehrwichtigen Betrieb gearbeitet, und wir hatten gehofft, das würde helfen. Es hat nicht geholfen. Sie ist am 30. Mai 1942 nach dem Osten abgeschoben worden. Ich habe später, nachdem ich einen Computer hatte, festgestellt, dass der Transport über Kassel nach Sobibor gegangen ist. Alle, die in diesem Transport waren, sind drei Tage später für tot erklärt worden.

Die Schwester meines Vaters ist im September 1942 nach Theresienstadt gekommen. Von Bad Arolsen heißt es auch, nach dem Osten abgeschoben. Wie ich selbst in Theresienstadt war, habe ich festgestellt, dass sie zwei Wochen später nach Treblinka deportiert wurde. Dort sind die Leute auch drei Tage später für tot erklärt worden.

Mein Bruder hat mir eines Tages einen Expressbrief geschickt: „Die Listen für Dordrecht liegen bei der Zentralstelle. Ich bin auch dabei. Aber es hat ja gar keinen Wert, etwas zu unternehmen. Eines Tages werden sie uns doch alle verhaften. Hoffentlich treffen wir uns bald gesund mit Mutti wieder.“ –

Glauben Sie mir, es fällt mir schwer, das zu sagen. Das brauche ich an den Schulen nicht zu machen. Aber hier habe ich versprochen, ich werde das heute alles erzählen.

Durch meine guten Beziehungen habe ich dafür gesorgt, dass mein Bruder vorläufig zurückgestellt wurde als Assistent des Se-

ketärs vom „Joodsche Raad“. Das war der Judenrat. So wie die Reichsvereinigung der Juden in Deutschland war das in Holland der „Joodsche Raad“, der Judenrat. Herr Katan, bei dem er im Haus war, war Vorbeter der Gemeinde. Rabbiner gab es dort nicht. Er konnte ihn nicht retten. Aber ich habe es durch meine Beziehungen fertiggebracht.

Ganz am Anfang, bevor die Deportationen angefangen hatten, wollten die Nazis die Pässe von uns haben, die Vermögenserklärung usw. So bin ich nach Amsterdam mit einer Reisegenehmigung gereist, ohne das ging es nicht. Dort hat mich Dr. Sluzker hingesetzt und gesagt: „Hier sind die Fragebogen. Wenn Sie irgendwelche Fragen haben, kommen Sie zu mir, und dann helfe ich Ihnen weiter.“ – Ich habe mich hingesetzt und habe das ausgefüllt. Das ging sehr rasch und sehr glatt. Ich bin dann zu ihm hin. Da hat er gesagt: „Was wollen Sie wissen? Wo kommen Sie nicht weiter?“ – Da habe ich gesagt: „Gucken sie sich das an!“ – Er hat es sich angeguckt und hat gesagt: „Das ist mir noch nie vorgekommen, dass jemand das ohne irgendwelche Fragen ganz genau ausgefüllt hat.“

Das war mein Glück; denn er hat gesagt, „wenn Sie einmal irgendwelche Schwierigkeiten haben, dann werde ich versuchen, Ihnen zu helfen.“ Er hat mir seine private Telefonnummer gegeben. Er konnte noch ein Telefon haben, weil er mit der Gestapo verhandelt hat. Die Vorsitzenden vom Judenrat, Professor Cohen und Herr Asscher von der Diamantfirma Asscher, konnten kein bzw. nicht genügend Deutsch. Sie haben jemanden gebraucht, der Deutsch sprechen konnte. Herr Dr. Sluzker kam aus Wien. Er war Jurist und Rechtsanwalt. Er hat mit den Deutschen verhandeln können.

Das erste Mal habe ich es durch meine guten Verbindungen fertigbekommen, dass mein Bruder als Assistent des Sekretärs, des Herrn Katan, zurückgestellt wurde.

Im November haben die Nazis erfahren, wo die jüdische Gemeinde die Torarollen versteckt hatte. Sie wissen sicher alle, was das ist. Die Torarollen sind die Rollen, auf denen die fünf Bücher Moses geschrieben sind.

Sie haben zunächst die Männer verhaftet. Ich habe gesagt, wenn sie die Männer verhaften, dann kommen kurz danach auch die Frauen und die Kinder. Ich habe meinem Bruder gesagt, er soll nicht zu Hause schlafen. Er hat als Elektriker gearbeitet. Er war dort noch ein Jahr auf der Schule, hat gut holländisch gesprochen. Als Elektriker wollte er immer schon arbeiten.

Die Leute, bei denen er im Kino immer die Reklame gemacht hat, hatten ihm angeboten, dass sie ihn verstecken. Seine Pflegemutter hat drei kleine Kinder gehabt, geboren 1936, 1938 und 1940. Sie hat ihn auf den Knien gebeten, er soll sie doch nicht allein lassen. Er hat ein zu gutes Herz gehabt.

Ich habe durch Herrn Dr. Sluzker fertiggebracht, dass er eine Umzugsgenehmigung nach Arnheim bekommt, wo ich damals gelebt habe; denn als die Nazis England angreifen wollten, musste alle Ausländer und alle, die eventuell hätten spionieren können, ins Hinterland verlegt werden. Da sind wir nach Arnheim gekommen in das Jongenshuis. Dort waren aber auch einige Mädchen, nicht sehr viele, aber ein kleiner Teil.

Das Haus besteht heute nicht mehr. Es war direkt hinter dem Bahnhof. Der Bahnhof ist vergrößert worden, da haben sie das Haus abgerissen, weil sie den Platz für den Bahnhof nötig hatten.

Mein Bruder hat nicht auf mich gehört und ist im November zu Hause geblieben, auch am Morgen nicht wie normal zur Arbeit gegangen. Ich hatte seinen Anruf erwartet; denn ich habe gesagt, „wenn du heute Nacht nicht zu Hause schläfst, bekommst du bis morgen eine Reisegenehmigung nach Arnheim, unterschrieben von Aus der Fünter“. – Das war der Hauptsturm-



fürer. „Dann kann dich niemand mitnehmen.“ – Das hat er aber nicht gemacht.

Dann habe ich bei seinem Chef angerufen, und der hat gesagt: „Er wird sicher jeden Augenblick kommen.“ – Da habe ich gesagt: „Bitte schauen Sie einmal, was da los ist, und holen Sie ihn, damit er nicht zu Hause bleibt.“ – Wie sie dann hingekommen sind, stand gerade der Überfallwagen davor, und die Frau mit den drei kleinen Kindern und mein Bruder sind verladen worden.

Also habe ich bei der Polizei angerufen. Sie waren ganz verwundert. Er war noch keine fünf Minuten dort eingeliefert worden, als ich dort angerufen habe. Ich habe ihnen erklärt, dass eine Reisegenehmigung für ihn unterwegs ist. Die haben dann mit den SS-Leuten gesprochen. Die Antwort war: „Kümmern Sie sich um Ihren Dreck. Die Juden sind unsere Angelegenheit. Wenn es Ihnen nicht passt, können Sie mitkommen.“ –

Das ist woanders aber auch passiert. Es ist erzählt worden. In Frankfurt sind die Leute alle in der Markthalle verladen worden. Da hat eine Frau gefragt: „Was macht ihr denn mit den Leuten?“

– Die Antwort war: „Wenn Sie es genau wissen wollen, können Sie mitkommen.“

Sie haben zum Teil wahrscheinlich auch gar nicht gewusst, was passiert. Aber zum Schluss muss jeder gewusst haben, was in Auschwitz passiert ist; denn sie haben Urlaub bekommen, und zwar sowohl die SS als auch die Wehrmacht. Sie haben bestimmt zu Hause erzählt, was geschehen ist. Aber niemand wollte darüber reden. Sie haben alle davor Angst gehabt.

Im Jahre 1942 habe ich dann dem Obersturmführer ein Telegramm geschickt, dass mein Bruder als Elektriker zurückgehalten wird, bis ich selbst nachkommen kann. Der Obersturmführer ist am nächsten Morgen zu Dr. Wachtel gegangen. Das war am Montagmorgen. Er hat gefragt: „Was geht da vor?“ – Ich hatte Herrn Dr. Wachtel einen Expressbrief geschrieben und habe ihn auch angerufen. Mein Chef hat mich anrufen lassen. Ein paar Mal hat die Gestapo gesagt: „Wir schneiden Ihnen das Telefon ab, wenn Sie noch einmal einen Juden telefonieren lassen.“ – Da hat er gesagt: „Du rufst an. Ich weiß, du rufst nur an, wenn es absolut notwendig ist.“ –

Dann habe ich unter dem Namen „Joodsche Raad“, also Judenrat, angerufen; denn inzwischen hatte ich am Abend nach meiner Arbeit noch Rucksäcke und Brotbeutel zugeschnitten. Die sind dann am nächsten Tag von Mädchen an der Nähmaschine vernäht worden. Ich hatte also einen Ausweis und konnte sagen, „Joodsche Raad“.

Als ich nach Amsterdam zu Sluzker kam, standen immer zwei Leute vor seinem Büro, die Wache gehalten haben: „Ach, da kommt der junge Mann aus Arnheim, ja, gehen sie nur hinauf, Dr. Sluzker ist oben.“ –

Der Antrag ist gestellt worden. Die Kartothek-Karte meines Bruders hätte zur Seite gelegt werden sollen, bis der Kommandant

seine Entscheidung getroffen hatte. So lange hätte er nicht deportiert werden sollen. Aber aus Versehen ist das nicht gemacht worden. Er kam auf die Transportliste vom Dienstag. Drei Wochen später hat der Kommandant den Antrag angenommen. Mein Bruder hätte bis zum Kriegsende als Elektriker in Westerbork bleiben können, wie mein Freund Alfred Casparius, der als Optiker nie deportiert wurde. Es ging jeden Dienstag ein Transport ab. Die ersten Transporte gingen alle nach Sobibor. Aber das war alles zu beschwerlich für die SS.

In Sobibor und Treblinka haben sie die Leute in große Lastwagen eingepfercht und die Auspuffgase in das Wageninnere geleitet. Die Leute sind erstickt. Dann haben sie mit den Leichen zu tun gehabt. Entweder mussten sie sie verbrennen oder beerdigen. Es musste eine „menschlichere Methode gefunden werden, um die jüdische Rasse auszurotten“, so Heinrich Himmler.

Sie haben dann in Auschwitz Gaskammern und Krematorien eingerichtet. Die ersten Transporte von Holland gingen alle nach Sobibor, danach nach Auschwitz. Auf dem Zug stand, „Westerbork-Auschwitz, Auschwitz-Westerbork, bitte nicht auseinanderhängen“. Die Züge sind am Dienstag voll nach Auschwitz gegangen, kamen dann leer zurück, und am nächsten Dienstag gingen sie wieder voll nach Auschwitz.

Von dort ist nie ein Lebenszeichen gekommen. Jeder hat sich gesagt, die Menschen können dort gar nicht am Leben erhalten werden, das wäre ja die größte Stadt in Europa; denn es kamen nicht nur Transporte aus Holland, sondern aus allen besetzten Gebieten, Belgien, Frankreich, Griechenland, Jugoslawien, den Balkanländern, natürlich Österreich.

Ich wusste von meiner Familie, dass wahrscheinlich niemand mehr leben wird. Als im Dezember 1942 in Arnheim eine Razzia war, musste die holländische Polizei immer mithelfen. Die hat uns wissen lassen, heute Abend ist eine Razzia vorgesehen. Ich hatte



einen Antrag für eine Reisegenehmigung gestellt. Dieser wurde abgewiesen. Man hat gleich wieder einen neuen Antrag gestellt. In einer halben Stunde werden wir die Antwort haben, die wir dringend notwendig hatten, weil ich doch Rucksäcke und Brotbeutel vorbereitet hatte. Dieser wurde nach einer halben Stunde abgewiesen. Zu mir kommt Günter Kaufmann herein und sagt, „wenn man sich von den Hunden nicht schnappen lassen will, dann muss man weg von hier.“ Alfred Wallenstein, der in demselben Zimmer gewohnt hat, hat gesagt, „wenn Hesdörffer geht, komme ich mit.“ Da habe ich gesagt, „ich kann nichts verlieren, ich komme mit.“

Ein Junge, der keinen Judenstern tragen musste, kam aus einer Mischehe. Also manche mussten einen Judenstern tragen, manche nicht. Das war ganz unterschiedlich. Den Jungen haben wir zum Bahnhof geschickt, der um die Ecke war. Ihm wurde gesagt, hole drei Fahrkarten nach Amsterdam. Er kam zurück und sagte, durch den Eingang könnt ihr nicht gehen, da stehen die holländischen Nazis, aber ihr könnt durch den Ausgang gehen. Wenn man einen gültigen Fahrausweis hatte, konnte man durch den Ausgang hineingehen. Das haben wir gemacht.

Als wir in Amsterdam ankamen, sind wir zu einer Familie Gluskinos gegangen. Dort hat die Schwester von Alfred Wallenstein gearbeitet. Die Leute waren entsetzt über das, was wir gemacht haben: „Ihr seid in Schwierigkeiten. Wenn wir euch helfen können, werden wir helfen, aber ich weiß nicht, ob wir das fertig bekommen.“ – Da habe ich gesagt, „wollen wir zunächst einmal feststellen, ob wir heute Nacht in der Wohnung bleiben können oder uns draußen in der Kälte“ – es war Dezember 1942 – „irgendwo in eine Nische legen, und sie geben uns eine Decke oder so etwas, damit wir uns zudecken können.“ „Nein, ihr könnt in der Wohnung übernachten.“ Es hätte ja gerade eine Razzia in der Gegend durchgeführt werden können.

In Amsterdam waren jeden Tag außer Sonntag Razzien. Man wusste nie, wo und in welcher Gegend.

Jedenfalls habe ich gefragt, ob wir hierbleiben können. Dann haben sie gesagt, „Alfred kann mit seiner Schwester im Zimmer schlafen, und ihr zwei könnt euch auf die Couch oder in den Sessel legen.“ Ich habe gesagt, morgen früh nähren wir wieder unseren Judenstern an und gehen in die Jan van Eijckstraat zu Dr. Sluzker. „Was, sie kennen Dr. Sluzker?“ – „Ja“, habe ich gesagt, „der hat mir schon verschiedentlich geholfen.“ „Das ist auch der Einzige in Holland, der euch helfen kann,“ antwortete Herr Gluskinos.

Er hat mir zuliebe geholfen, hat aber gesagt, den Mund halten. „Sie kommen morgen früh hierher, dann habe ich die Papiere für euch fertig.“ Das war an einem Samstagmorgen. Ich bin dorthin gegangen, und er hat mir zurückdatiert eine Umzugs- und Reise-genehmigung von Arnheim nach Amsterdam für Heinz Hesdörfer, Günter Kaufmann und Alfred Wallenstein gegeben.

Ich habe mit niemandem gesprochen, Alfred Wallenstein auch nicht, aber Günter Kaufmann hat von seinen Heldentaten gesprochen. Eine meiner Cousinen in Amerika hatte Tante und

Onkel in Amsterdam. Dorthin bin ich oft gekommen. Die haben mich gefragt, ob Sluzker wieder geholfen hat. Ich konnte doch nicht nein sagen, habe aber gebeten, nicht darüber zu reden.

In Holland hat man damals gesagt, die Mauern haben Ohren. Man soll nur den Mund halten. Die konnte aber den Mund nicht halten, und ich habe Angst gehabt, zu Sluzker zu gehen. Aber nach 14 Tagen bin ich doch hingegangen, um mich zu bedanken und habe ihn gefragt, kann ich in Ihrer Abteilung arbeiten; denn das war damals die beste Möglichkeit, die Deportation zu verzögern. Da hat er gesagt, „bei mir können nur Leute arbeiten, die sehen und schweigen können. Wenn die Gestapo gehört hätte, was ich gehört habe, was über euch drei Jungen geredet wurde, dann wäret ihr auf Strafransport gegangen, und was sie dann mit mir gemacht hätten, weiß ich nicht. In Zukunft kann ich Ihnen nicht mehr helfen.“

Wir mussten dann von einem Herrn Miranda untergebracht werden. Er hätte uns im Judenviertel unterbringen können. Dort waren alle Juden zusammengepfercht. Er hat uns aber im Süden im Merwedeplein Nr. 37/II untergebracht, in der die Familie Frank von 1934 bis Juli 1942 gelebt hatte. Als Margot, die ältere Schwester von Anne Frank, deportiert werden sollte, ist die ganze Familie in das schon lange vorbereitete Versteck in der Prinsengracht gegangen. Dort hat die Anne das Tagebuch geschrieben, das später veröffentlicht wurde.

Wir sind dann morgens eine Stunde an das andere Ende der Stadt zu einem Schuppen gelaufen und haben Metall aussortiert. Das war wehrwichtig; denn sie haben alle Metalle nötig gehabt. Auch Silberpapier war dabei. Das musste alles separat sortiert werden. Wir sind eine Stunde hin und eine Stunde zurückgelaufen. Wir haben abends wenigstens ein warmes Essen in einer Pension bekommen. Dann haben wir uns in unser Zimmer zurückgezogen.

Erst viel später nach dem Krieg habe ich festgestellt, dass wir in der Wohnung gelebt haben, in der die Franks gelebt hatten. Damals wussten wir das gar nicht. Die hatten von 1934 an dort gewohnt. Vom zweiten Stock ging noch einmal eine Wendeltreppe hinauf. Das sieht man in dem Film. Da war eine Terrasse, die um den ganzen Häuserblock ging. Wir hatten gesagt, „wenn sie wiederkommen, dann klettern wir da hinaus und laufen auf der Terrasse entlang und sehen, ob irgendwo ein Fenster offen ist, wenn nicht, dann klopfen wir, dass wir hineingelassen werden.“

Anfang März sind wir von einem holländischen Polizisten verhaftet worden. Die Nazis haben gar nicht so viele Leute gehabt.

Als er die Tür abgeschlossen hat, hat er mir den Schlüssel gegeben. Er hätte den Schlüssel bei der Gestapo abgeben müssen. Der Inhalt von dem Zimmer hätte nach Deutschland geschickt werden sollen als ‚Liebesgabe‘ des holländischen Volkes für Leute, die in Deutschland ausgebombt waren. Er hat sich aber gesagt, der findet den Weg wieder zurück. Das haben wir auch gemacht. Wir haben gesagt, „rette sich, wer kann.“ Die SS konnte auch nur mit Taschenlampe arbeiten. Wir haben gesagt, „nur zur Seite halten und versuchen, sich zu verstecken.“

Die zwei anderen Jungen sind nur um die Ecke herum gelaufen und haben sich dort die ganze Nacht versteckt. Ich hatte in Nr. 11, Daniel Willinkplein – das heißt heute anders – Bekannte. Dort wollte ich hin. Die Häuser sind dort eines wie das andere. Ich bin aber aus Versehen schon in der Nr. 9 heraufgegangen und wollte dann nicht zurück. Ich war froh, dass ich unbemerkt die Treppe raufkam. Ich habe dann mit der Taschenlampe nachgeschaut und habe einen jüdischen Namen gefunden und habe dort geschellt. Sie haben geglaubt, ihre letzte Stunde ist gekommen. Wie ich heraufkam, waren sie erleichtert. Ich habe gefragt, ob ich meinen Rucksack und meinen Brotbeutel dalassen kann und ob ich für meine schweren Stiefel ein paar Sandalen bekommen kann. Das haben sie mir gegeben. Ich habe gesagt: „Wenn ich morgen

früh um 8.00 Uhr meine Sachen nicht abhole, dann sagen Sie bitte Herrn Gluskos Bescheid, dann bin ich doch noch gefasst worden.“ –

Sie haben mich nicht in der Wohnung behalten. Sie haben viel zu viel Angst gehabt. Da habe ich mich in eine Nische gelegt und habe gewartet, bis auf der Straße Ruhe war. Nach 24.00 Uhr durften nur noch Leute mit Ausweisen überhaupt auf der Straße sein. Juden mussten von 20.00 Uhr abends bis 6.00 Uhr morgens in ihrer Wohnung sein, sodass sie verhaftet werden konnten, wenn sie an der Reihe waren.

Es war leider gerade Vollmond. Ich bin dann nach Mitternacht in meine Wohnung zurück. Ich habe aufgeschlossen, habe noch etwas gegessen. Nach kurzer Zeit kamen die zwei anderen Jungen auch an. Sie haben alles mitschleppen müssen, weil sie es nicht bei irgendjemand unterstellen konnten.

Am nächsten Tag hatten wir ganz spezielle Ausweise, unterschrieben von Den Haag, dass wir für einen wehrwichtigen Betrieb arbeiten. Jeder hat uns beglückwünscht: Euch kann nichts mehr passieren. Aber bei der Gestapo standen wir auf der schwarzen Liste. Zwei Tage später kamen sie. Da war kein Entkommen mehr möglich. Wir hatten gedacht, durch das Fenster herauszuklettern. In dem Buch von der Anne Frank ist sogar ein Bild, auf dem die Anne Frank auf der Terrasse im Sommer ein Sonnenbad nimmt.

Wir waren damals jung. Heute könnte ich dort nicht herausklettern. Aber damals hätten wir herausklettern können. Es war aber nicht möglich. Sie hatten den Auftrag, uns zu verhaften und uns zum Adama van Scheltemaplein zu bringen. Zufällig hatten sie meinen Onkel, den einzigen Verwandten, den ich noch hatte, am selben Tag auch verhaftet. Er hatte gedacht, ich komme ihn besuchen oder befreien, weil er wusste, ich hatte gute Beziehungen. Da habe ich gesagt: „Nein, ich bin verhaftet, ich kann für dich nichts tun.“ –

Ich habe dann den Jungen vom „Joodsche Raad“ geholfen und habe dann auch mit der SS gesprochen. Ich habe gesagt: „Schauen Sie sich einmal die Stempel und Beweise an, die wir haben, die Ausweise.“ Sie waren abgestempelt von Seyß-Inquart. Das war der Reichskommissar für die Niederlande in Den Haag. Daran war nichts auszusetzen.

Als Aus der Fünten am Abend beschwipst nach Hause kam, ist einer von den Jungen mit ihm rauf gegangen und hat gesagt: „Da sind drei Leute, die haben Ausweise, dass sie für wehrwichtige Arbeiten eingesetzt sind. Die sollten doch entlassen werden.“ – Da hat der Aus der Fünten gesagt: „Für was sind Sie hier? Was ist Ihre Arbeit?“ – Da hat er gesagt: „Wir sollen uns darum kümmern, dass Leute, die aus Versehen verhaftet sind, entlassen werden.“ – Er sagte: „Nun, das werde ich mir überlegen, erst werde ich einmal schlafen.“ –

Am nächsten Morgen ist nichts passiert. Am Nachmittag kam Dr. Sluzker mit Aus der Fünten. Ich habe ihn angesprochen. Da hat er gesagt: „Herr de Vries von der Firma Roba hat sehr gute Beziehungen zu Aus der Fünten. Er muss versuchen, etwas für Sie zu erreichen. Ich kann für Sie nichts mehr tun. Das habe ich Ihnen schon gesagt.“ – Wir wurden nicht entlassen. Wir sind in der Nacht nach Westerbork transportiert worden.

In Westerbork habe ich den beiden anderen Jungen gleich gesagt: „Haltet euch zurück, lasst die anderen alle vorgehen. Ich will heute Abend noch einen Antrag stellen.“ – Das habe ich auch gemacht.

Damals war Dr. Ottenstein bei der Antragstellung. Es war ein Samstagabend. Am Sonntagmorgen hieß es, „Hesdörffer zu Herrn Samson.“ Das war der sogenannte Arbeitseinsatz. Samson war quasi der Arbeitsminister. Er hat gesagt: „Ihr wart doch lange in Arnheim und seid ganz legal nach Amsterdam gekommen, um dort zu arbeiten. Wir haben euch auf die Liste von der Arnheim-

Gruppe gesetzt, die zunächst zurückgestellt ist. Aber ihr müsst am Mittwoch raus, um Heidekraut auszureißen.“ –

Okay, also sind wir am Mittwoch raus, Heidekraut auszureißen. Das wurde in Deutschland zu Besen verarbeitet. Meine Finger und Hände waren blutig. Ich bin also zur Ambulanz. Sie haben erst einmal die Hände desinfiziert und verbunden.

Dann bin ich zu Dr. Spanier, dem Chefarzt, und habe gesagt, „ich habe in Arnheim einen Kurs mitgemacht, Erste Hilfe bei Unglücken. Kann ich nicht im Krankenhaus in einer von den Männerbaracken als Pfleger arbeiten?“ – Er hat gesagt, „ja, nachdem Sie schon durch die Arnheim-Gruppe gesperrt sind und ich Sie nicht sperren muss, können Sie bei mir anfangen.“ –

Also wurde ich Pfleger. Was ich da erst mitmachen musste! Jeden Dienstag ein Transport. Ich habe oft Nachtdienst gehabt. Da gab es alte Männer, die einen Katheter hatten, den wir herausnehmen mussten, bevor sie vom Ordnungsdienst in die Viehwagen eingeladen wurden. Sie haben die Fahrt doch gar nicht überstehen können. Das war furchtbar. Das war wirklich furchtbar. Bis man sich daran gewöhnt hat! Dann habe ich das erste Mal Diphterie bekommen. Ich habe mich bei jemandem angesteckt. Als ich das Pferdeserum in mir hatte, habe ich mich wohlgefühlt. Ich war noch vier Wochen lang positiv und musste isoliert bleiben. Da habe ich mich dann einmal richtig ausruhen können; denn vorher hatte ich für ein bis zwei Jahre kaum mehr Ruhe gehabt.

In Arnheim habe ich noch bis spät in die Nacht Brotbeutel und Rucksäcke zugeschnitten. In Amsterdam musste man jede Nacht Angst haben, dass man verhaftet wird.

In Westerbork habe ich dann auch gute Freunde getroffen. Nachdem ich mich von der Diphterie wieder erholt hatte, habe ich wieder halbe Tage gearbeitet, dann auch wieder ganze Tage. Kurz danach habe ich plötzlich Atembeschwerden bekommen.

Ich wollte mich aber nicht schon wieder krankmelden, nachdem ich schon vorher so lange ausgefallen war.

Einen anderen Vorteil als Pfleger hatte man. In den normalen Baracken wurde das Essen verteilt. Dort musste man in der Schlange stehen, und man musste sich dann auf das Bett setzen, um zu essen, während das Personal des Krankenhauses in der Kantine versorgt wurde, an Tischen sitzen konnte und bedient wurde, und wir bekamen bessere Rationen, weil wir so vielen Krankheiten ausgesetzt waren.

Es kamen dann auch Cousins von meiner Mutter und weitere Verwandtschaft, auch eine Familie, die in Groningen gelebt hatte. Da bin ich hin, als ich gehört habe, dass sie da sind und habe gesagt: „Ich kann dafür sorgen, dass einer von euch transportunfähig geschrieben wird, dann bleibt ihr beide zurück.“ – Sie sagten: „Nein, wir haben das schon arrangiert.“ – Okay. Das wäre dann nur für eine Woche gewesen. Das musste jede Woche wiederholt werden. Das konnte man auch nicht für immer machen. Jedenfalls wollte ich die nächste Woche nach ihnen schauen, da waren sie weg. Sie waren schon deportiert worden.

Die Verwandtschaft von meiner Cousine aus Amerika stand auf einer Liste für Palästina. Die hatten sie gekauft. Das hatten sie mir nicht gesagt. Die ist dann geplatzt. Sie müssen eben mein Buch lesen, dort ist das alles ausführlich beschrieben. Wer es nicht gelesen hat, kann es hier bekommen.

Jedenfalls kam er und hat sich verabschiedet. Er wusste, dass sie morgen auf den Transport gehen und hat sich am Montag verabschiedet. Seine Frau kam nicht mit. Sie hatte Angst vor Ansteckungsgefahr gehabt. Drei Tage später sind sie durch den Kamin gegangen.

Wegen der Atembeschwerden haben sie mich geröntgt. Der Röntgenapparat in Westerbork hat nicht funktioniert. Sie haben



den Obersturmführer gebeten, ob ich nach Assen in das Krankenhaus gebracht werden kann, um dort gründlich untersucht zu werden, damit eine richtige Diagnose gestellt wird. Dies hat der Obersturmführer genehmigt.

Ich wurde in Assen untersucht. Es wurden eine Rippenfellentzündung und Tb über der Lunge festgestellt. Ich kam in die Tb-Baracke. Dr. Spanier hat mit dem Obersturmführer reden können. Wir haben dort besseres Essen gehabt als die Holländer im Land. Jeden Tag so viel Milch wie wir wollten, jeden Tag Fleisch, Eier, alles, was wir nur wollten. Ich habe wieder schön zugenommen, bis eines Tages nicht mehr genug Nachschub von außerhalb kam und praktisch jeder, der noch in Westerbork war, aus irgendeinem Grunde gesperrt war. Es hieß, mit dem nächsten Transport am 8. Februar 1944 gehen Kranke mit, die sind unproduktiv und müssen zuerst weg. Es darf niemand aus dem Krankenhaus entlassen werden.

Der Obersturmführer ist selbst die Listen durchgegangen und hat meinen Namen gesehen. „Der liegt schon viel zu lange herum, der muss auch weg.“ Dr. Spanier hat gesagt, „ich kann nichts

für Sie tun. Ich muss sehen, wie Frischoperierte, gelähmte Leute, Totkranke verladen werden. Ich kann für Sie nichts unternehmen. Das können nur die anderen Freunde, die sie haben. Samson usw. können es versuchen.“ Sie haben Anträge gestellt, die abgewiesen wurden. Es wurden zwei, drei Anträge gestellt, die abgewiesen wurden.

Ich bin am nächsten Morgen eingeladen worden. In den Wagen, in den ich kommen sollte, hat es hineingeregnet. Sie wollten mich in einen anderen Wagen legen. Da hieß es, „da kann er nicht hinein, der ist für Scharlachkranke.“ Wieder ein anderer Wagen, in den ich nicht hineinkann, weil die Toten hinein sollen, die unterwegs sterben. Inzwischen hatten sie in dem Wagen, in den ich hätte hineinkommen sollen, das Dach repariert, das heißt, es ist kein Regen oder Schnee mehr hindurchgekommen. Als die Türen geschlossen wurden, habe ich gerufen, „ich will den Obersturmführer sprechen!“ Ich wollte ihn militärisch anreden. Dann hat es geheißen, der ist schon in seine Villa gegangen. Er hat gesagt, „der Zug ist geladen, geht um 11.00 Uhr weg, was soll ich hier im Schnee herumlaufen.“

Wie er dann in seiner Villa war, haben ihm meine Freunde so zuge-
setzt, dass er zum Schluss gesagt hat, „okay, holt ihn heraus.“ Fünf Minuten vor Abgang des Zuges hat es geklopft. „Ist Hesdörffer hier drin?“ – Mit schwacher Stimme habe ich „ja“ gesagt. Da hatte ich mich schon aufgegeben. Das war eigentlich der schlimmste Moment, den ich mitgemacht habe. Ich habe mit schwacher Stimme „ja“ gesagt. – „Mensch, komm heraus, du bist frei!“

Ich musste zur Registratur zurück. Das waren alles Formalitäten, Läusekontrolle, Vermögensaufstellung. Also ich bin schnell durchgekommen, habe aber am Abend 41 Grad Fieber gehabt. Es hat sich nicht in die Kleider gesetzt. Ich habe gesagt, jetzt ist mir der Boden in Westerbork zu heiß, ich will weg, aber nicht nach Auschwitz. Es gab zwei Möglichkeiten, Bergen-Belsen und Theresienstadt. Für Bergen-Belsen stand ich auf der Jugendali-



jah-Liste. 500 Jugendliche sollten nach Palästina kommen, um gegen deutsche Kriegsgefangene ausgetauscht zu werden. Es ist aber nie dazu gekommen.

Ich hatte die Nummer, aber das Zertifikat musste von London über Genf nach Westerbork kommen. Das war noch nicht da. Also haben sie gesagt, es hat keinen Sinn, mit der Nummer allein werden sie dich in Bergen-Belsen nach Auschwitz weiterschicken. Die Woche darauf geht ein Transport nach Theresienstadt. Wir werden versuchen, dass wir dich da hineinbringen. Da habe ich gehofft, dass das gelingen wird. Es ist auch gelungen. Ich hatte nämlich überall Freunde.

Verschiedene Abiturienten haben über mein Buch ihre Abschlussarbeit für ihr Abitur geschrieben. Die letzte ist jetzt in Fulda verfasst worden. Sie haben auch alle geschrieben: Freunde muss man haben, auf sie kann man sich verlassen. Mit Verwandten trinkt man besser nur Kaffee und isst ein Stück Kuchen.

In Theresienstadt war der Judenälteste bzw. der Bürgermeister Dr. Paul Eppstein von der Reichsvereinigung der Juden in



Deutschland. Meine Tante hatte eine Schwester, deren Mann mit Paul Eppstein direkt verwandt war. Er hat den Namen Hesdörffer sehr gut gekannt, aber hat mich nicht vorkommen lassen. Als das Rote Kreuz ein Konzentrationslager sehen wollte und wie die Juden behandelt werden, hat der Obersturmführer erst einmal Kurt Gerron gesagt, der nicht nach Übersee fliehen konnte, er soll einen Film machen „Hitler schenkt den Juden eine Stadt“. Da hat er gesagt, das macht er nicht. Dann hat es geheißen, da gehst du nach Auschwitz. Er hat sich dann überlegt, er macht den Film und ist doch nach Auschwitz gegangen.

Da war ein anderer, er hieß Fischer, der hat 15 Leute freiwillig gehängt, die Post hinausgeschmuggelt hatten. Er hatte geglaubt, er könnte dadurch in Theresienstadt zurückbleiben. Er ist aber doch nach Auschwitz gegangen. Dort war er Kapo – ein Häftlingspolizist –. Die SS hat es sich sehr einfach gemacht. Sie hat ein paar jüdische Sadisten gefunden. Der hat mir den Vorderzahn eingeschlagen. Ich war klein, ich stand immer in der ersten Reihe. Man muss das Buch lesen, um die Einzelheiten zu sehen. Das kann ich nicht beschreiben, sonst würde ich anfangen zu weinen.

Es sollten 7.500 Leute aus Theresienstadt in ein besseres Lager bei Dresden kommen. Es hieß, da müsst ihr zwar mehr arbeiten, aber ihr werdet auch besser behandelt. Naja, es war natürlich alles Schwindel.

Es wurden 10.000 Leute aufgerufen, in die Schleuse zu gehen, so nannte man das. Dreimal 2.500 sollten deportiert werden. Ich hatte eine Nummer über 6.000. Vom ersten Transport ist kaum jemand freigekommen. Vom zweiten Transport auch nicht. Inzwischen hatten wir wenigstens noch gutes Essen. Bevor der dritte Transport weggegangen ist, habe ich mich bei Eppstein vor seine Toilette gestellt. Da musste mich jemand hinbringen. Das war nicht so einfach. Ich habe ihn hineingehen lassen. Er hat mich nicht gekannt. Als er herauskam, habe ich gesagt, „ich bin Heinz Hesdörffer, was würden Tante Sophie und Onkel Theodor sagen, dass sie mich nicht von der Liste streichen.“ Die Antwort war, „mit verwandtschaftlichen Beziehungen lockt man keinen Hund aus der Ecke hervor“, und er ist davongelaufen.

Am nächsten Abend hat der Obersturmführer Scheinwerfer aufstellen lassen. Die ca. 5.000 Leute, die noch in der Schleuse waren, mussten an ihm vorbeimarschieren. Er hat gefragt, was der Beruf ist, was sie machen usw. Manche sind freigestellt worden, aber von den Holland-Transporten ist überhaupt niemand gefragt worden. Am nächsten Morgen ging es in die Viehwagen, und als der Zug in Dresden östlich abgebogen ist, wussten wir, wohin wir kommen, Auschwitz. Es war Mai 1944.

Theresienstadt-Transporte wurden nicht selektiert. Wir sind in das Familienlager B.II.b gekommen, auf der linken Seite Männerbaracken, auf der rechten Frauenbaracken.

Die Barackenältesten waren alle Sadisten, und die Kapos auch. Ich hatte Glück. Als wir tätowiert wurden, mussten wir unterschreiben: „Ich wurde am 20. Mai 1944 in Theresienstadt verhaftet und zu sechs Monaten Konzentrationslager verurteilt. Grund: Jude.“

Das war das letzte Mal, dass ich eine Unterschrift gegeben habe. Danach war ich nur noch die Nummer A-1598. Kurz danach kam die Invasion der Alliierten in der Normandie.

Die drei Monate in Theresienstadt hatten mich doch gerettet; denn sonst hätte ich Auschwitz nicht überlebt. Die russischen und polnischen Kriegsgefangenen hatten sie entweder erschossen oder sich schon zu Tode gearbeitet. Dann haben sie jüdische Häftlinge zum ersten Mal benutzt, um Sklavenarbeit zu machen.

In dem Lager B.II.b wurden 2.000 Männer und 1.000 Frauen selektiert. Ich sah noch einigermaßen gut aus. Wir mussten nackt an einem SS-Arzt vorbeimarschieren. Wer das war, weiß ich nicht. Das muss nicht der Mengele gewesen sein. Der hat seine Experimente gemacht. Es waren viele andere SS-Ärzte da. Jedenfalls wurde meine Nummer aufgeschrieben. Bei anderen hat man gleich gesagt, zieht euch an und geht in die Baracke zurück. Dann haben sie am Abend festgestellt, es waren keine 2.000 Leute aufgeschrieben. Da haben sie beim Appell noch ein paar Leute herausgesucht, die einigermaßen gut aussahen.

Von früheren Transporten aus Theresienstadt wussten wir, dass diejenigen, die nach sechs Monaten noch gelebt hatten, genau nach sechs Monaten zur Sonderbestimmung aufgerufen wurden. Sonderbestimmung: Gaskammer.

Wir hatten Glück, dass sie jüdische Häftlinge für Sklavenarbeit gebraucht haben. Ich war unter 1.000, die nach Deutschland zurückgingen. Ich kam nach Schwarzheide in der Nähe von Cottbus an der Autobahn Dresden-Berlin. Dort waren vorher italienische Kriegsgefangene. Sie waren bei einem Bombenangriff alle ums Leben gekommen. Wir haben dort gearbeitet. Dort war die BRABAG (Braunkohle-Benzin-Aktiengesellschaft), die aus Kohle Benzin hergestellt hat. Das war ein Teil von den Hermann-Göring-Werken, die Leunawerke und die BRABAG.



Zu dem Zeitpunkt waren die Russen schon in Ostpreußen, und die Alliierten waren schon über den Rhein weg. Jeder wusste, Deutschland hat den Krieg verloren. Ich habe in der vorigen Woche einen Artikel in der „Zürcher Zeitung“ gelesen, dass ein italienisch-jüdischer Mann mit seiner Tochter von 13 Jahren nach tagelangem Marschieren versucht hat, in die Schweiz zu kommen. Er wurde dort nicht hereingelassen. Die Schweizer haben sich sehr schlecht benommen. Das war Ende 1944. Da hat die ganze Welt gewusst, Deutschland hat den Krieg verloren. Wenn das 1941/1942 gewesen wäre, dann hätte man das verstehen können. Da hätte Deutschland vielleicht auch die Schweiz besetzt.

Die waren interessiert, dass die Schweiz neutral blieb und ihnen das Gold aufgekauft hat, und zwar nicht nur das Gold, das sie von uns bekommen haben, oder das Zahngold. Das war unwichtig. Jede Zentralbank der besetzten Gebiete hatte Gold. Frankreich, Holland, Belgien, Griechenland, Jugoslawien, die Balkanländer, alle hatten Gold. Das haben sie alles aufgekauft. Die Schweizer haben das Geld von den Juden genommen, aber auch das Geld von den Nazis. Sie haben sich ganz schlecht benommen und geben dies auch heute zu.

Wie gesagt, ich bin mit dem Transport nach Deutschland zurückgekommen. Die anderen 1.000 sind nach Auschwitz III gekommen. Da waren die Buna-Werke, Teil der I.G. Farben. Dort war auch der Schindler mit seinen Leuten, die er gerettet hat. Aber er hat auch gut daran verdient. Er ist in Frankfurt als armer Mann gestorben. Er hat zwar Leute gerettet, er hat aber auch gut daran verdient.

In Schwarzheide habe ich erst einmal Glück gehabt, dass ich zur Reserve kam und nicht ausrücken musste. Zusammen mit dem Jüngsten von uns, der im Alter von meinem Bruder war, um den ich mich so gekümmert habe, wie ich mich um meinen Bruder gekümmert hätte. Ich kam dann in die Kartoffelschälerei und habe

dort auch ein bisschen besseres Essen gehabt, bis ich dann auch zur Arbeit ausrücken musste. Das ist mir verdammt schwergefallen, kaum etwas zu essen und dann zu schaufeln, um Bunker zu bauen, und außerdem nach jedem Luftangriff von den Alliierten wieder aufzubauen, die Mauern und die Maschinen zu schützen, damit wieder Benzin hergestellt werden konnte.

Dann haben sie festgestellt, dass ich die Mauern sehr schön bauen kann. Also habe ich keine Steine werfen müssen. Wer Steine werfen musste, hat auch blutige Finger gehabt. Ich habe dann die Steine einzeln aufgebaut und war ein guter Maurer.

Ich stand dann aber auch auf der Liste, um zurück nach Auschwitz zu gehen. Da hat Auschwitz gesagt, wir sind an so kleinen Transporten nicht interessiert, macht sie selbst fertig. Das haben sie aber nicht gemacht. Wir hatten fünf Kommunisten da, den Lagerältesten, den Chef der Küche, den Rapportschreiber, der Arbeitseinsatz, der Sanitäter, jedenfalls fünf Kommunisten, und diese haben mir oft geholfen.

Eines Tages – ich weiß nicht, warum –, als wir die Schaufel über der Schulter gehabt haben, läuft der jüdische Vorarbeiter neben mir her, sagt, „stech mir nicht mit deiner Schaufel die Augen aus“, und haut mir auf das linke Ohr. Ich habe ganz schöne Schmerzen gehabt. Wenn ich zum jüdischen Doktor gegangen wäre, dann hätte er mich nur frei geschrieben, wenn ich ihm entweder eine Zigarette gegeben hätte – das war das Zahlungsmittel – oder ein Stück Brot oder ein Stückchen Wurst oder ein Stückchen Käse.

Ich möchte dann nur noch erzählen, dass die Russen seit Ende Januar bei Cottbus standen, aber nicht in unsere Richtung vorgerückt sind, sondern erst die Balkanländer befreit haben und dann Österreich und Mauthausen. Mauthausen war ein schlimmes Lager. Dann haben sie sich plötzlich in Richtung Berlin in Bewegung gesetzt. Da haben wir gehofft, dass wir befreit werden. Aber bevor das geschehen ist, mussten die, die laufen konn-

ten, in Richtung Theresienstadt laufen. Für die, die nicht laufen konnten, hatte die BRABAG noch etwas Benzin. Sie haben zwei Omnibusse geliehen und haben uns eingeladen, um uns nach Sachsenhausen zu bringen. Wir waren ein Außenlager von Sachsenhausen.

Zwei Wochen vor Kriegsende sind wir durch Berlin gefahren. Es waren alles nur noch Trümmer. Nur die Durchgangsstraßen waren geräumt. Wir kamen erst nach 9.00 Uhr in Sachsenhausen an, und der Blockälteste musste vor 9.00 Uhr angeben, wie viele Leute in seinem Block sind, um die Ration für den nächsten Tag zu bekommen. Er konnte also für uns erst nach zwei Tagen eine Ration bekommen. Er hat aber seine Wassersuppe so eingeteilt, dass wir auch ein bisschen Wassersuppe am Abend haben konnten.

Zwei Tage später hieß es, es gehen keine Außenkommandos raus. Eine Stunde später hieß es, das Lager wird geräumt. Wer krank ist, wer zurückbleibt, bei dem könnte es sein, dass er vor dem Kommen der Russen erschossen wird oder dass die Baracke in Brand gesetzt wird und er lebendig verbrannt wird.

Ich war damals schon ein Skelett von Haut und Knochen, aber ich bin gelaufen wie eine Maschine. Meine letzten Freunde sind auf diesem Todesmarsch erschossen worden, weil sie einfach nicht mehr weiterlaufen konnten, weil sie zu schwach waren. Einen habe ich mitgeschleppt. Es waren kaum mehr Juden da. Das waren alles politische Gefangene, Widerstandskämpfer, alles Leute, die eben von den Nazis unerwünscht waren.

Wir sollten ja alle sterben. Wir sollten ja alle nicht überleben. Wenn wir uns nachts ein bisschen ausruhen konnten, da sind viele vor lauter Schwäche nicht mehr aufgewacht.

Als der Graf Folke Bernadotte mit Himmler verhandelt hatte, dass Himmler die letzten Leute freilässt, war es so, dass Hitler, als er das hörte, seinen sogenannten „treuen Heinrich“ aus der

Partei herausgeworfen hat, und zwar einen Tag, bevor er die Eva Braun geheiratet hat und dann sie und sich erschossen hat. Von dem Göbbels müssen Sie in meinem Buch lesen. Er kam aus Rheydt, wo mein Onkel Rechtsanwalt war. Als der Goebbels von der Universität Heidelberg seinen Doktor der Philologie von einem jüdischen Professor bekommen hat, hat sich mein Onkel um ihn gekümmert. Er hat bei meinem Onkel gegessen und unseren Wein getrunken, denn mein Großvater hatte an der Nahe Weinberge. Das müssen Sie in meinem Buch lesen. Jeder, der das hört, will das Buch lesen.

In der Nacht vom 28. auf den 29. April waren wir im Wald von Below. Dort sind 440 Leute nicht mehr aufgewacht. Ich bin herumgekrabbel und habe nach Bucheckern vom Jahr zuvor gesucht, nur, dass ich etwas zu knabbern hatte. Andere haben Rinde aus den Bäumen herausgeschnitten. Das sehen Sie in dem Film. Sie haben an der Rinde geknabbert, nur, um etwas im Mund zu haben. Wir hatten kein Wasser, wir hatten gar nichts.

Am 2. Mai bin ich in Grabow – das ist zwei Kilometer von Below entfernt – von den Russen befreit worden. In der Nacht vorher war die SS verschwunden. Wir konnten ihnen also nichts mehr antun. Denen ist wahrscheinlich gar nichts passiert.

Jedenfalls war ich mit dem Essen sehr vorsichtig. Wir haben Rote Kreuz-Pakete bekommen. Aber da war die falsche Nahrung drin. Es haben Leute Butter mit dem Löffel gegessen. Das hat das Körpersystem nicht vertragen. Es sind in Grabow noch 132 Häftlinge beerdigt worden, weil sie unvernünftig waren. Ich habe darauf bestanden, dass der Grabstein in unserem Film gezeigt wird. Ich habe trockenes Brot und Kartoffeln gegessen und Milch getrunken.

Es kam dann ein Lastwagen mit kanadischen Kriegsgefangenen durch. „Wohin fahrt ihr?“ – „In die britische Zone.“ „Kann ich mitkommen?“ – „Ja, komm herauf.“ Ich habe gesagt, „ich kann



nicht hinaufkommen.“ Es hat mich einer unter dem linken Arm und einer unter dem rechten Arm genommen, und ich war auf dem Lastwagen. Sie haben mich in Lüneburg im Krankenhaus abgesetzt. Dort habe ich wenigstens in einem sauberen Bett geschlafen. Aber zum Essen hatten sie auch nichts. Am Nachmittag kam ein Offizier. „Wohin wollen sie?“ – „Nach Amsterdam.“ „Das kann ich ihnen nicht anraten, Nordholland ist erst am 8. Mai befreit worden. Wir bekommen unseren Nachschub aus Belgien, aus Brüssel. Mit dem nächsten Transportflugzeug fliegen wir Sie nach Brüssel. Dort wird eine Ambulanz warten. Sie kommen in ein Krankenhaus und werden wieder auf die Beine gestellt.“

So habe ich überlebt.

Ich habe noch eine Bitte an Sie. Sie haben mich eingeladen, und das habe ich angenommen. Die paar Zeitzeugen, die noch leben, werden nicht mehr lange diese Arbeit machen können. Ich werde versuchen, weiter an Schulen mit den Abiturientenklassen zu sprechen, solange ich kann.



Aber ich habe eine Bitte an Sie. Helfen Sie mit, dass die schreckliche Vergangenheit nicht in Vergessenheit gerät. Dazu braucht es jede und jeden Einzelnen im Saal und draußen auf den Straßen. Helfen Sie mit, dass wir unseren jungen Menschen Vorbild sein können, damit wir ihnen mit ehrlichem und gutem Gewissen begegnen und ihnen Werte vorleben, die allen Menschen zum Wohle dienen.

Helfen Sie mit, die Jugendarbeit zu unterstützen. Sie hat den Film über mein Leben ermöglicht. Ich habe in den letzten Jahren gemerkt, wie wichtig politische, aber auch finanzielle Unterstützung in dieser immer schwieriger werdenden Arbeit ist.

Ich wünsche uns allen dazu viel Kraft und Durchhaltevermögen. Wir sind es den vielen Opfern und leidgeprägten Menschen schuldig.



ANSPRACHE

MINISTERPRÄSIDENTIN MALU DREYER

Lieber Herr Präsident, liebe Kollegen und Kolleginnen, liebe Gäste, sehr verehrter lieber Herr Hesdörffer!

Herr Hesdörffer hat mich gebeten, noch eine Ergänzung zu machen, damit Sie alle wissen, dass er 1947 nach Südafrika und dann 2002 nach Amerika ausgewandert ist. Natürlich können Sie auch das in seinem Buch nachlesen.

Lieber Herr Hesdörffer, Sie können absolut sicher sein, nach Ihren eindringlichen Worten am heutigen Tage, werden wir ganz sicher alle Ihr Buch lesen und diese Geschichte noch einmal nachvollziehen. Vielen herzlichen Dank, dass Sie heute bei uns waren, bei uns sind, dass Sie über Ihr persönliches Schicksal gesprochen und dies mit so eindringlichen Worten getan haben. Herzlichen Dank dafür.

Ich denke, was viele sehr beeindruckt hat, mich berührt das jedenfalls immer noch ganz besonders, ist, wenn einem wieder klar wird, wie sich die Ideologie des Hasses immer weiter in die Mitte der Gesellschaft drängen konnte, wie sich Menschen, die gestern noch Freunde, Nachbarn oder Kollegen waren, abgewandt haben, und wie wichtig es in der damaligen Zeit war – Sie haben es immer wieder betont –, dass es an der einen oder anderen Stelle verlässliche Freunde gab.

Fanatismus, Egoismus und Gleichgültigkeit, aber auch Angst, wurden zu den größten Verbündeten der Nazis. Letztlich – dies darf man sagen – war der demokratische Grundkonsens in Staat und Bevölkerung nicht fest genug ausgebildet und verankert, um dem wachsenden NS-Einfluss Einhalt zu gebieten.

Lieber Herr Hesdörffer, diese Schilderungen sind deshalb eine mehr als deutliche Mahnung immer wieder auch an uns. Die Demokratie darf in ihrer Wachsamkeit gegenüber extremistisch und rassistisch ausgrenzenden Bestrebungen nie nachlassen. Sie muss das verbindende Element und das tragende Fundament unserer demokratischen Überzeugung sein.

Der Zeitpunkt wird kommen – Sie haben es angesprochen –, an dem niemand mehr aus eigenem Erleben berichten kann. Die Worte von Herrn Hesdörffer zeigen deshalb umso eindrücklicher, wie wichtig es ist, ihnen, den Zeitzeugen, zuzuhören, solange dies eben möglich ist, auch in ihren Filmen und Büchern.

Natürlich – das ist ein Versprechen an Sie – werden wir alles unternehmen, um das Gedenken auch in Zukunft zu bewahren.

Menschen wie Heinz Hesdörffer führen uns plastisch und drastisch vor Augen, wie schnell der innere Zusammenhalt einer Gesellschaft ins Wanken kommen kann, wie er durch Wegschauen und Nichthandeln verletzlich und brüchig wird und welche unvorstellbar grausamen Folgen dies schließlich haben kann.

Sehr geehrter Herr Hesdörffer, Sie haben es eben wieder, aber auch in Ihrem Film und in Gesprächen mit Schülern und Schülerinnen im vergangenen Herbst zum 9. November gesagt: „Wir sollten ja nicht überleben“. Sie sagten dies über die Zeit im Konzentrationslager. Sie haben das Morden der Nazis mit viel Glück und mit einem sehr starken Willen überlebt. Viele, die Ähnliches erleiden mussten, haben Jahrzehnte gebraucht, um ihr Schweigen brechen zu können. Manche haben das nie geschafft. Wo es gelungen ist, kann das Reden darüber trotz der schlimmen Erinnerungen doch Gutes bewirken.

Sie haben in der Errichtung des Bildungswerkes Heinz Hesdörffer e.V. ganz wertvolle Impulse für das Gedenken und die Idee einer toleranten Gesellschaft gegeben. Diese Arbeit kann gar nicht hoch genug eingeschätzt werden; denn sie ist Aufklärung und Prävention in einem.

Ich zitiere Elie Wiesel, den Holocaustüberlebenden und Friedensnobelpreisträger von 1986: „Jeder, der heute einem Zeugen zuhört, wird selbst ein Zeuge.“ –

Deshalb danke ich Ihnen, dass Sie uns heute zu Zeugen gemacht haben. Ich hoffe und wünsche mir, dass Sie dieses wichtige Engagement noch lange und auf so beeindruckende Weise fortsetzen werden.

Unser Versprechen gilt, dass wir im Land Rheinland-Pfalz alles daran setzen werden, Gedenken fortzusetzen.

Herzlichen Dank nochmals an Sie.

Liebe Kollegen und Kolleginnen, wir haben 1996 zum ersten Mal diesen Gedenktag begangen. Seit damals ist der Auftrag unverändert geblieben, nämlich einmal den Opfern der NS-Diktatur zu gedenken, aber auch die Erinnerung an die Ursachen und Folgen zu pflegen. Darüber hinaus ist unser Auftrag, dass Erinnern



und Gedenken auch in die Zukunft hinein Wirkung zeigen. In den vergangenen knapp zwei Jahrzehnten ist dazu viel geschehen. Die Gedenkstätten – der Präsident hat es schon gesagt –, KZ Osthofen, die Gedenkstätte SS-Sonderlager KZ Hinzert, wurden aufgebaut. Viele Bürger und Bürgerinnen haben sich in Fördervereinen für den Erhalt von Synagogegebäuden eingesetzt. Die neue Synagoge in Mainz wurde gebaut.

Der Blick auf die Opfergruppen hat sich in dieser Zeit geweitet. Es verbindet das Land zu diesem Thema eine fruchtbare Zusammenarbeit mit dem Landesverband Deutscher Sinti und Roma.

Die Opfer der Krankenmorde in den sogenannten Heil- und Pflegeanstalten wie in Klingenmünster, in Alzey, in Andernach oder in Scheuern sind erst in den vergangenen zehn Jahren mehr in das Spektrum der Erinnerung gelangt. Die Schaffung der Gedenkstätte in Klingenmünster ist dabei ein wichtiger Schritt gewesen. Im vergangenen Jahr eröffnete die Gedenkstätte in Neustadt an der Weinstraße, die an das frühe pfälzische KZ erinnert, ein gutes Beispiel für bürgerschaftliches und kommunalpolitisches Engagement.

Ein Thema rückt endlich auch immer mehr in das Bewusstsein, wie systematisch die jüdische Bevölkerung seit 1933 enteignet, ja geradezu ausgeplündert worden ist, wie schamlos sich Staat und Private am jüdischen Besitz bereichert haben. „Legalisierter Raub“ – So heißt eine Ausstellung, die derzeit in der Gedenkstätte KZ Osthofen zu sehen ist und die die Rolle der Finanzbehörden durchleuchtet. Auch das ist ein besonders bedrückendes Kapitel unserer Geschichte.

Die Gedenkstätten, die Fördervereine, aber auch viele individuell Aktive, sie alle leisten Jahr für Jahr eine außerordentlich wertvolle Arbeit. Deshalb möchte ich hier im Namen von uns allen all diesen Menschen herzlich danken.

Eines ist Ihnen, lieber Herr Hesdörffer, aber auch uns, besonders wichtig, nämlich junge Menschen zu erreichen. Sie haben neulich in einer Fernsehsendung den Satz gesagt: Ich fühle, es ist wichtig, dass die junge Generation weiß, was damals geschehen ist. – Ja, wir müssen die junge Generation natürlich dafür sensibilisieren, dass eine Demokratie eben kein Selbstläufer ist, sondern immer wieder neu erarbeitet und verteidigt werden muss. Das kann man am besten vermitteln, wenn man über die Geschichte Bescheid weiß.

Meine lieben Kollegen und Kolleginnen, meine sehr verehrten Gäste, die rechtsterroristische Mordserie des NSU hat uns das Gefahrenpotenzial des Rechtsextremismus gezeigt. Wer den Prozess in München verfolgt, der blickt in wahre Abgründe. Die wirkungsvolle Auseinandersetzung mit dem Rechtsextremismus ist ein grundlegender Teil unserer Staatsräson. Das sind wir den Opfern von Unterdrückung und Verfolgung schuldig. Es ist unser aller Verantwortung.

Für die Landesregierung hat die Bekämpfung des Rechtsextremismus herausragende Priorität als Daueraufgabe von allen Ressorts unserer Regierung. Was dabei die Rolle der Sicherheitsbe-

hörden anbelangt – ich sage das, weil sie aktuell im Fokus in der öffentlichen Bewertung stehen –, stelle ich für Rheinland-Pfalz ausdrücklich fest: Verfassungsschutz, Polizei und Justiz arbeiten eng, vertrauensvoll und intensiv zusammen. Wir verfolgen eine klare Strategie. Sie basiert auf einer umfassenden Präventionsarbeit, auf konsequentem Eingreifen und auf Hilfeangebote für Einstiegsgefährdete wie auch Ausstiegswillige.

Denn eines ist ganz klar: Die knapp 700 Rechtsextremisten, die in unserem Land leben, sind 700 zu viel.

Für die Landesregierung gehört dazu ganz zentral auch das Verbot der NPD. Ich hoffe sehr, dass das Verfahren vor dem Bundesverfassungsgericht erfolgreich sein wird.

Für das Alltägliche, für die gesellschaftspolitische Auseinandersetzung ist es mir aber auch noch einmal wichtig zu sagen, dass es nicht nur unser Auftrag sein sollte, Gedenken zu pflegen, junge Menschen ein Stück weit auf dem Weg zu begleiten, Dinge zu erkennen, sondern es ist mir auch wichtig, dass wir selbst immer wieder auch reflektieren, wie wir mit Diskussionen, wie wir mit Worten, wie wir mit politischen Herausforderungen umgehen, welche Diskussionen wir anzetteln, welchen Ton wir eigentlich anschlagen und was wir damit vielleicht auch anrichten.

Ich sage das nicht mit Blick auf dieses Parlament, aber ich sage das mit Blick auf die Debatte um die Arbeitnehmerfreizügigkeit von Bürgern und Bürgerinnen aus Bulgarien und Rumänien. Das, was dort teilweise gesagt worden ist, ist wirklich auch ein Stück weit unselig. Kein Klischee und keine Stereotypen werden ausgelassen, um das schiefe Bild einer drohenden massenhaften Armutswanderung zu suggerieren.

In der Aussage war es falsch und verheerend in den Wirkungen. Wir wissen doch ganz genau, dass das Schüren von Ängsten natürlich auch immer Wasser auf die Mühlen der Falschen ist.

Heute der Opfer der Nazi-Diktatur zu gedenken, heißt auch, an 365 Tagen an die Lehren aus unserer Geschichte zu denken.

Eine ganz wesentliche Lehre ist aus meiner Sicht, dass wir sorgsam mit Worten und auch mit Aktionen umgehen, dass wir nicht Wasser auf die Mühlen von rechtspopulistisch denkenden Menschen schütten, weil es die Rechten und nicht eben unsere Demokratie stark macht.

Liebe Kollegen und liebe Kolleginnen, ich denke, wir sind uns hier in diesem Haus absolut einig. Nur wenn wir uns in den Zielen einig sind, einig über den Weg und einig in der Wahl der Mittel, dann wird in Deutschland die Saat der Hassideologie niemals wieder aufgehen können. Der enge Schulterschluss von Staat und Gesellschaft, die Idee einer pluralistischen und toleranten Gesellschaft, eingebettet in eine wachsame Demokratie, ist die *Conditio sine qua non* bei der Bekämpfung von Extremismus und Intoleranz in jeglicher Form.

Der von den Nationalsozialisten verfeimte und aus Deutschland vertriebene Carl Zuckmayer hat einmal gesagt: „Die Welt wird nie gut, aber sie könnte besser werden.“

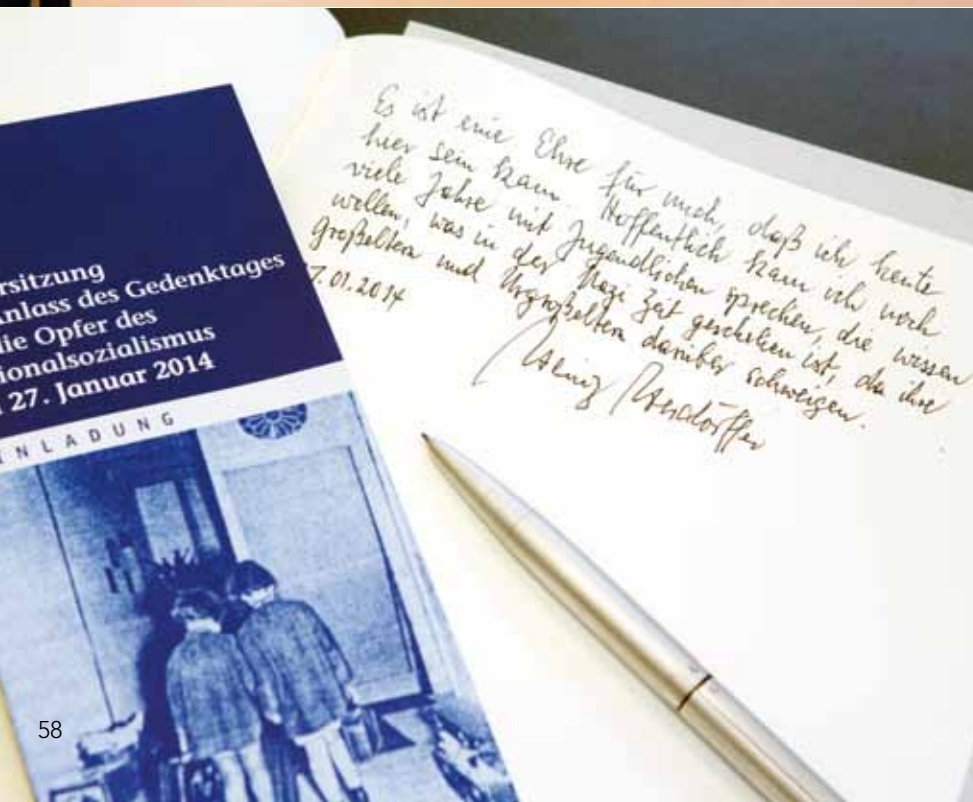
Gedenken wir der Opfer der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft und arbeiten wir gemeinsam weiter daran, die Welt besser zu machen.



AUSSTELLUNG

„WENN IHR HIER ANKOMMT...“
SCHICKSAL EINER JÜDISCHEN FAMILIE
ZWISCHEN KINDERTRANSPORT UND
GESCHEITERTER EMIGRATION
MIT REGIONALTEILEN ZU DEN KINDER-
TRANSPORTEN AUS MAINZ, KOBLENZ
UND LUDWIGSHAFEN

VOM 15. JANUAR BIS 14. FEBRUAR 2014
IM LANDTAG RHEINLAND-PFALZ





BEGRÜSSUNG

LANDTAGSPRÄSIDENT JOACHIM MERTES

Meine Damen und Herren,

Ich darf Sie hier im Landtag zur Ausstellungseröffnung über die Rettung der jüdischen Kinder aus der Zeit vor dem Zweiten Weltkrieg begrüßen. Sie müssen sich vorstellen, dass damals zehntausende Kinder in Gefahr waren. Die Kinder hatten gerade gesehen, wie die Synagogen gebrannt haben, sie haben gesehen, wie die Schaufenster der Geschäfte eingeworfen wurden, sie haben mitbekommen, wie ihre Eltern entrechtet worden sind. Man hat den Eltern die Führerscheine und die Radios weggenommen, sie durften sich nicht mehr auf die Parkbank setzen, all dies haben die Kinder gesehen und erlebt. Das war vor 75 Jahren.



Die Pogrome vom November 1938 hatten der Welt erstmals das erschreckende Ausmaß der Judenverfolgung durch das nationalsozialistische Unrechtsregime in Deutschland vor Augen geführt.

In der Folge hatten die Regierungen unserer Nachbarländer England, Schweiz, Belgien, Frankreich und den Niederlanden ihre Bedenken über Bord geworfen und sich entschlossen, unbürokratisch zu Handeln. Man war bereit, wenigstens jüdischen Kindern eine Perspektive zu geben und sie aufzunehmen, wenn auch nur vorübergehend, wie immer wieder betont wurde. Diese Perspektive ist leicht formuliert, aber in Wirklichkeit war sie grausam. Da werden Kinder ihre Eltern, die sie zum Zug oder zum Schiff gebracht haben, nie mehr wiedersehen. Die Eltern werden von der Mordmaschine der Nazis ermordet.

Die Kinder kamen in Gastfamilien unter oder sie mussten zu Bauern, in jedem Fall zu Menschen, die eine andere Sprache sprachen. Sie mussten dorthin, wo sie sich einsam fühlten und alle vermissten, die sie geliebt haben. Sie wurden auf einmal zu etwas eingesetzt, was sie vorher nie gemacht hatten. Sie mussten



Ställe säubern, Schweine füttern oder Kartoffeln schälen. Das ist für einen Menschen nicht unbedingt schwierig, aber für ein Kind ist es eine große Umstellung und etwas ganz Furchtbares.

Viele Lebensgeschichten der ehemaligen Kindertransportkinder können Sie ab heute hier in dieser Ausstellung nachvollziehen. Aber das ganz Besondere ist, dass es Überlebende gibt, deren Kinder heute hier sind. Ich freue mich, dass Herr Simon Burne aus England gekommen ist. Lieber Herr Burne, herzlich willkommen. Sie sind der Sohn des Koblenzer Kindertransportkinds Hans Bernd, der sich später John Burne nannte. In Koblenz hat Ihre Familie das Möbelhaus Bernd besessen. Das Schicksal der Familie Bernd und von vielen anderen finden Sie auf unseren Ausstellungstafeln.

Meine Damen und Herren, um das Schicksal der jüdischen Kinder und Jugendlichen nicht in Vergessenheit geraten zu lassen, hat der Ältestenrat des Landtags beschlossen, in diesem Jahr besonders an diese Opfergruppe in seinen Gedenkveranstaltungen zu erinnern.

Die Ausstellung, die sie ringsum sehen, heißt „‘Wenn ihr hier ankommt...’ – Schicksal einer jüdischen Familie zwischen Kindertransport und gescheiterter Emigration.“ Eigentlich müsste es heißen: „Schicksale jüdischer Familien zwischen Kindertransport und gescheiterter Emigration.“

Denn dies ist eine Ausstellung, die in dieser Form noch nirgends zu sehen war. Sie besteht aus fünf Teilen. Wie kam diese besondere Ausstellung zustande? Als bekannt wurde, dass wir im Landtag die Wanderausstellung über den Lebensweg des Meininger Mädchens Eva Mosbacher zeigen wollen, versehen mit einer regionalen Ergänzung über Kinder, die aus Mainz mit Kindertransporten fliehen konnten, haben uns auch Anfragen aus anderen Landesteilen erreicht.

Und so können wir nun insgesamt drei regionale Ergänzungen zeigen und einen Film. Die Ergänzungen kommen aus Mainz, Koblenz und Ludwigshafen. Meine Damen und Herren, das ist wichtig: Sie kommen aus Mainz, Koblenz und Ludwigshafen. Sie kommen nicht von der Rückseite des Mondes. Es war unser Land, unsere Heimat, aus der diese Kinder flüchten mussten.

Die regionalen Ergänzungen können Sie an den drei Ausstellungsquadranten hinter mir sehen, die Kernaussstellung über das Meininger Mädchen Eva Mosbacher hängt entlang der Wände.

Erarbeitet wurde die Ausstellung über Eva Mosbacher von Christoph Gann. Sehr geehrter Herr Gann, es ist bereits die zweite Ausstellung zum Gedenktag, die Sie uns in den Landtag bringen. Ich will ihnen sagen, als ich zum ersten Mal an den Tafeln der Ausstellung vorbeigegangen bin, habe ich gedacht, diese Ausstellung ist zu dicht, die Leute können das nicht alles wahrnehmen. Als ich ein zweites Mal dort entlang ging, wurde mir klar: Sie dokumentieren und beweisen genau, wie es gewesen ist und das braucht eine gewisse Dichte, eine gewisse Tiefe. Herzlichen Dank, dass Sie diese Ausstellung gemacht und hierher gebracht haben.

Für den Mainzer Teil begrüße ich Frau Dr. Hedwig Brüchert, die nachher auch noch zu uns sprechen wird. Aus Ludwigshafen ist Frau Marita Hoffmann von der Initiative „Ludwigshafen setzt Stolpersteine“ zu uns gekommen. Und für den Koblenzer Teil begrüße ich sehr herzlich Herrn Joachim Hennig. Er ist stellvertretender Vorsitzender des Vereins „Mahnmal Koblenz“ und gehört seit vielen, vielen Jahren zu den engen Kooperationspartnern des Landtags in der Gedenkarbeit.

Seien Sie also alle herzlich Willkommen. Sie haben für die Recherche der Familiengeschichten viel Zeit, Energie und Ausdauer gesteckt. Oft genug geschah das ehrenamtlich. Dafür danke ich Ihnen sehr. Ich freue mich, dass die Schauspieler Liljana Elges, die nachher Briefe und Gedichte lesen wird, und die Gitarristin Frau Ulrike Becker da sind. Mein Dank gilt auch dem Mainzer Stadtarchiv und der Shoa-Foundation, die uns die Film-Interviews mit Mainzer Zeitzeugen zu Verfügung gestellt hat.

Auch zahlreiche Abgeordnete sind heute bei uns. Zum einen begrüße ich die Kollegin Vizepräsidentin Frau Hannelore Klamm, herzlichen Dank, dass Sie da sind. Der Vorsitzende des Kulturausschusses, Herr Geis ist bei uns, außerdem Herr Dröscher sowie Herr Wiechmann von der Parlamentarischen Arbeitsgruppe Gedenktag – willkommen! Ich begrüße zudem den Bürgerbeauftragten Dieter Burgard, der auch der Vorsitzende der Landesarbeitsgemeinschaft Gedenkstätte und Erinnerungsinitiative bei uns in Rheinland-Pfalz ist.

Meine Damen und Herren, der rheinland-pfälzische Landtag und die Landeszentrale für politische Bildung machen schon lange Gedenkarbeit. Wir tun dies, weil wir glauben, dass das, was war, nicht vergessen werden darf. Und wir glauben, wenn es nicht vergessen wird, findet so etwas nie wieder statt. Aber nicht nur das. Wir müssen schon deshalb daran erinnern, weil wir doch selber in eine Situation gestellt sind, wo wir sehen, wie leicht es sich darüber reden lässt, ob es ein angemessener Beitrag war an

Menschenfreundlichkeit, dass Engländer oder Holländer damals 10.000 Kinder gerettet haben.

Ist es jetzt ein angemessener Beitrag von uns, 10.000 Syrern zu sagen, sie dürfen zu uns kommen, während wir Ländern wie dem Libanon und der Ost-Türkei hunderttausende Flüchtlinge in Zelten überlassen und sagen, mehr können wir nicht tun? Und wo ist unser Protest, unsere Möglichkeit uns dagegen zu wehren?

Meine Damen und Herren, damals kamen die meisten der Kinder, etwa 10.000, nach England. Mit einem Appell hatte der britische Premierminister Lord Baldwin das britische Volk um Unterstützung gebeten. Er sagte: „Ich bitte euch den Opfern dieser Katastrophe beizustehen, die keine Naturkatastrophe ist...sondern ein Katastrophe vom Ausbruch von Unmenschlichkeit der Menschen gegen ihre Mitmenschen“. Er war damit erfolgreich. Im amerikanischen Senat ist damals eine entsprechende Initiative zur Aufnahme von 20.000 Kindern gescheitert.

Und heute? Heute diskutieren wir darüber, ob Menschen, die die gleichen Rechtsbedingungen haben wie wir, nach Deutschland zum Arbeiten kommen dürfen. Das sind noch gar keine Flüchtlinge. Ich sage das deshalb, weil ich an Sie appellieren will. Wir müssen etwas tun. Denn dass damals Menschen verfolgt und ermordet wurden, lag daran, dass keiner oder nur zu wenige etwas getan haben.

Und die Geschichten von den Kindern, die wir hier ringsum sehen können, sind deshalb besonders bedrückend, weil genau die gleiche Frage, die damals von den Engländern, den Holländern und den Schweizern beantwortet worden ist, uns heute auch gestellt wird. Und ich habe das Gefühl, dass auch wir sie nicht angemessen beantworten. Mit diesem etwas bedrückenden Schluss darf ich Sie jetzt alle hier im Landtag begrüßen.



EINFÜHRUNG IN DIE AUSSTELLUNG UND LESUNG

CHRISTOPH GANN, AUSSTELLUNGSKURATOR UND
LILJANA ELGES, SCHAUSPIELERIN

„Ich weiss sehr wohl, dass man auf uns nicht wartet, weder da noch dort, aber es bleibt uns keine andere Wahl alles zu versuchen, um in irgendein Land einwandern zu können.“

Diese Worte Hedwig Mosbachers in einem Brief von Sommer 1939 beinhalten die Dramatik, in der sich viele jüdische Familien damals in Deutschland befunden haben. Sie mussten alles versuchen, um aus Nazi-Deutschland herauszukommen. Die Diskriminierung war in eine lebensgefährliche Verfolgung übergegangen. Ein Aufnahmeland zu finden war aber äußerst schwierig. Das Ausland verhielt sich abweisend.

Mosbachers Hoffnungen lagen insbesondere auf den USA. Seit August 1938 standen sie auf der Warteliste für eine Einwanderung. Ihnen war bewusst, dass bis zum Erhalt der Einreiseerlaubnis mehrere Jahre vergehen würden. Wenigstens ihre 12jährige Tochter Eva fand Dank der Aktion der Kindertransporte Zuflucht in England. So wie etwa 10.000 andere meist jüdische Kinder vor allem aus Deutschland und Österreich.

Da die humanitäre Aktion allerdings nur Kindern und Jugendlichen galt, wurden die Familien getrennt. Die Hoffnung, dass die Eltern bald ebenfalls auswandern könnten, erfüllte sich allzu oft nicht. Und wenn auch zahlreiche hilfsbereite englischen Familien sich als Pflegeeltern zur Verfügung stellten, blieb die Sorge um die in Deutschland zurückgelassenen Eltern.

Die Hoffnungen, Sehnsüchte und Enttäuschungen lassen sich den in der Ausstellung gezeigten Briefen Evas und denen ihrer Eltern entnehmen. Dass diese Dokumente erhalten geblieben sind, ist Franz Heurich aus Meiningen zu verdanken, dem christlichen Freund von Mosbachers. Dieser versteckte die Dokumente in seinem Haus.

Den Hinweis und den Zugang zu den Dokumenten erhielt ich freundlicherweise durch Heurichs Schwiegersohn, Professor Oleak.

Dank der Quellenlage bietet die Familie Mosbacher eine besonders gute Möglichkeit für eine Darstellung der Kindertransporte. So finden sich in der Literatur nur wenige Beispiele, in denen die Briefe von Kindertransportteilnehmern an ihre Eltern bewahrt geblieben sind. Noch dazu war Eva eine sehr fleißige und offenerherzige Briefschreiberin.

Die Ausstellung setzt nicht erst mit Evas Abfahrt nach England ein. Vorangestellt sind Informationen zum geschichtlichen Vorlauf, insbesondere am Beispiel von Evas Geburtsort Nürnberg und der Heimatstadt ihrer Mutter Meiningen. Diese Kleinstadt

ist besonders berühmt durch ihr Theater. An diesem wirkt die Schauspielerin Liljana Elges, die nun Eva ihre Stimme leiht.

Miss Laven und Mrs. Dr. Lindgren, zwei christliche Frauen aus der Gegend von Cambridge, hatten sich bereit erklärt, Eva bei sich aufzunehmen. Anfang Mai 1939 erhielten Mosbachers die Mitteilung, dass ihre Tochter in der Nacht vom 9. auf den 10. Mai um 2.50 Uhr von Nürnberg nach England abfahren sollte. Der Zug kam aus München. Neben Eva stiegen in Nürnberg noch drei weitere Kinder zu. Im Laufe der Fahrt kamen immer mehr Kinder hinzu, so dass es am Ende etwa 40 waren. Ihr Durchschnittsalter lag bei 13 Jahren.

Eva begann im Zug gleich einen Brief an ihre Eltern zu schreiben, aus dem nun Ausschnitte zu hören sind. Dabei verwendete sie für die Mutter den Kosenamen „Viechle“ und für den Vater „Molli“.

„Mein liebes Viechle und mein lieber Molli!

Das Schlimmste wäre jetzt wohl vorüber und ich finde, Ihr habt Euch sehr schön tapfer gehalten. Bei mir gings zwar nicht ganz ohne Tränen, so sehr ich mir auch Mühe gab. Hoffentlich habt Ihr doch noch a weng schlafen können, damit Ihr nicht ganz so dermatscht seid, es langt schon so!

Ich habe sehr nette Gesellschaft. Die Münchner Kinder sind reizend und sprechen goldig münchnerisch. ...

In Frankfurt ... haben wir noch ein paar Abschiede mit erlebt welche furchtbar waren. Die Fräuleins sind wirklich sehr nett, natürlich sehr resolut und energisch dass ist auch nötig. ... Es ist dann einer mit Kaffee gekommen, den habe ich natürlich nicht genommen. Ich habe ihn dann nach Kakao oder Milch gefragt, die hat er aber nicht gehabt. Dann habe ich so Durst gehabt, daß ich mir in Wiesbaden doch ein Springerle gekauft habe. Natürlich eine Stunde später kam der Depp mit Milch. Jetzt habe ich von der dicken sehr tüchtigen Leiterin erfahren, daß jetzt nach Köln anstatt der Zollkontrolle die Gestapo kommt. Wir haben eine Erzgaudi und sind quietsch-

vergnügt. Alle Kinder sagen, ich bin verrückt daß ich so viel schreibe, denn sie schreiben nur eine Karte. ...
Jetzt fahren wir in Köln ein, den Dom habe ich schon gesehen, prima, und überhaupt der Rhein mit den vielen Schiffen. Es ist allerhöchste Zeit zum Schluss machen also viele Kussies, Nachtkussies u.s.w!
herzlichst Euer Evele.
Bitte macht wieder Vergnügträume!!! Gerade sind wir am Dom ganz nah vorbei gefahren, es war, als ob man davor stünde, und die Rheinbrücke, ganz fabelhaft.
Gerade war der Gestapo Beamte da. Ruth K. hat ihren Koffer öffnen müssen.“

Ruth Koschland hatte zuletzt die gleiche Schule wie Eva in Fürth besucht, war aber etwas älter.

Der Zug fuhr weiter bis zum holländischen Küstenort Hoek van Holland. Von dort schrieb Eva eine Postkarte:

„Liebe Eltern! Nun habe ich schon wieder so viel neues zu berichten. Ungefähr nach einer $\frac{3}{4}$ Stunde, als ich den Brief in Emmerich der Leiterin gab, rollten wir über die Grenze. Bei der 1. Haltestelle bekamen wir vom Komitee einen roten Saft vom Kellner im Zug. Nun ging die Reise weiter abwechselnd Windmühlen, wunderbare Kühe es liegt alles ganz fabelhaft. Als wir dann umstiegen, fuhren wir mit einer prima Straßenbahn zum Bahnhof „Rotterdam“. Als wir dann dort waren, mußten wir noch warten. Jetzt bin ich in Huck und bekam eine fabelhafte Milch mit Käs- und Schokoladenbrot. So was gutes habt ihr bestimmt noch nicht gegessen.
In Eile, weil wir jetzt bald aufs Schiff gehen und alles schrecklich nervös. Schluss mit 1000 Küssen bin ich Euer Evele“

Die nächste Karte schrieb Eva am 11. Mai 1939 aus London:

„Liebe Eltern!
Nun wäre ich glücklich gelandet. Zuerst kam ich in einen

großen Saal. Nach ein paar Minuten kam Tante Nelly und begrüßte mich herzlich. ... Auf dem Schiff war es wunderbar und man merkte kaum, daß es fuhr.“

Evas Tante Nelly und ihr Onkel Kurt Mosbacher wohnten in Cambridge und warteten dort auf ihre Weiterreisemöglichkeit in die USA. In Cambridge lebten zudem Evas Tante Paula und ihr Onkel Hugo Aufseesser und ihre Cousine Herta. Bei ihnen konnte Eva nicht wohnen, da nicht viel Platz vorhanden war. Zudem war Cousine Herta strenggläubig, Eva und ihre Eltern aber liberal. So kam Eva zu ihren neuen Pflegemüttern. Eine hatte einen Sohn, John, der etwas jünger als Eva war. In ihrem ersten Brief von dort vom 12./13. Mai schilderte sie ihre Eindrücke:

„Liebe Eltern!

Ach! Wenn Ihr nur wüsstet, wie gut es mir geht. Einfach ganz fabelhaft! Als ich in Cambridge ankam, waren die beiden Damen da. Sie sprachen gleich mit mir Englisch und waren wirklich sehr lieb. ... Nach einem Stückchen Fahrt hielt Mrs. Lindgren vor Miss Laven's Institut, und dort holten wir Johnny ab. Er ist sehr groß, sogar ein paar Centimeter größer wie ich, und dabei ist er erst 8 $\frac{1}{2}$ Jahre. ... Johnny ist sehr hübsch, er hat ganz hellblonde Haare und hellgraue Augen und dazu noch sehr schöne rote Backen. Mrs Lindgren sagte mir, dass Harston 6 Meilen von Cambridge entfernt sei. Aber ich finde den Weg nicht weit, nach Fürth ist es viel weiter. Auf einmal hielten wir vor einer wunderbaren Villa, welche den Damen gehört. Sie liegt in einem herrlichen Garten, worin fabelhafte Tulpen wachsen, und um die Villa herum sind nur schöne Wiesen und Bäume. Sonst ist weit und breit kein Haus. Mrs. Lindgren half mir dann meinen Koffer auspacken und richtete alles schön ein.

13.5.39

Leider konnte ich gestern nicht weiter schreiben ...
Am ersten Abend bekam ich zuerst eine braune Brühe, dann Fisch mit Beilage. Dann zum Nachtsch bekam man saure

Milch und darin schwammen Mirabellen. Das schmeckte mir ganz gut aber ich hatte keinen großen Hunger. Ich muß mich eben erst dran gewöhnen. ...

Ich lese jetzt nur noch englische Bücher und Zeitschriften. Obwohl ich garnicht alles verstehe. Zu den Wörtern die ich nicht weiß denke ich mir immer welche dazu und mache dann eine etwas andere Geschichte daraus. Alle Leute sagen ich würde very well englisch sprechen und dabei ist es doch garnicht wahr – nicht, Molly, wie ich Dich kenne lachst Du doch in Dich hinein.

Ach es wäre doch wunderbar wenn wir alle zusammen wären! Na hoffentlich bring ich Euch doch noch mal rüber.

...

Denkt Euch nur es war sogar ein 6 Monate altes Baby auf dem Transport. Da könnt Ihr immerhin noch froh sein, daß ich schon 12 bin. ...

Am ersten Abend gab mir Miss L. sogar einen Kuss – und streichelte mich, das tut sie sehr oft. Ich glaube, sie mag mich gern. ... Nun tun mir meine Finger weh – Mit 1000 Kussis zu jeder Tageszeit bin ich Euer Evele.“

Evas neue Schule, die Perth School für Mädchen, befand sich in Cambridge. Es war eine sehr angesehene, teure Schule. Sie besteht auch heute noch und jüngst wurde dort an Evas Schicksal erinnert.

Eva schrieb in ihrer ersten Schulwoche am 20. Mai an ihre Eltern:

„Liebes Viechle und lieber Molli!

...

Am Montag kam ich zum ersten Mal in die Schule. Ich wurde gleich ohne Aufnahmeprüfung und ohne Zeugnis vorzeigen aufgenommen. Dazu kam ich noch eine Klasse höher, nämlich in die Upper IIIa. ... Wir lernen Physik, Geometrie, History. Das habe ich doch alles noch nicht gehabt. ... In all den neuen Fächern haben sie schon im Herbst begonnen. Aber es

ist garnicht so schwer, ich verstehe sogar schon a bissle was davon. Und was ich nicht verstehe, kriege ich mit Erika extra an einem Nachmittag erklärt. Erika geht auch in meine Klasse. ... Sie ist ziemlich doof und sehr ungefällig gegen die englischen Kinder. So was nettes wie die sind, habt Ihr noch nicht gesehen. Wenn man das Lineal braucht liegt es schon da. ... Nach dem lunch laden sie mich immer zum walk ein, und dabei bin ich doch wirklich keine gute Gesellschaft für sie. ... In der Schule gefällt es mir am besten. Es beginnt erst um 9 Uhr und ich werde mit dem Auto bis vor die Türe gefahren. Erst ist prayer für die christlichen Kinder und für die jüdischen. Es ist ein wunderbares Schulhaus helle Räume herrliche Tennisplätze u.s.w.

Ehrlich gesagt, so wohlfühlen kann ich mich ja nicht und werde ich es auch nie können. ...

1000 Kussle von Eurem Evele“

Die Schule hatte im Mai 1939 333 Schülerinnen, darunter 14 Flüchtlingsmädchen. Mitte Juni gab es 20 bis 25 jüdische Kinder. Während Eva begeistert von ihren englischen Mitschülerinnen war, verlief ihr Zusammenleben mit John, dem Sohn von Dr. Lindgren, nicht immer harmonisch. Über ihn schrieb sie (24.05.1939):

„... Meistens komme ich erst um ½ 5 Uhr von der Schule. ... Dann muss ich mit dem Bu spielen. Und wenn ihr nun erst wüsstet was. Immer den Ball hin und werfen, und wenn man ihn nicht fängt, hat man einen schlechten Punkt. Natürlich wirft er den Ball in alle weiten Winkel und Ecken, so daß ich immer rennen muss, bis ich ihn wieder habe. Das herrliche Spiel muß ich jeden Tag so oft wir eben zusammen sind machen. Da könnt ihr Euch ungefähr vorstellen wie ich mich dabei doofe. Das ist direkt eine Strafe für mich. Könnt ihr mir keine Ausrede dafür sagen. Wenn ich mal nicht nach seiner Pfeife tanze, wird er wütend und zwickt und krallt einen. So was doofes habe ich schon lange nicht gesehen.“

Leider hat John Lindgren, der auch heute noch im damaligen Haus lebt, nur wenig Erinnerungen an Eva. Er reiste bald nach Evas Ankunft nach Amerika und kam erst einige Jahre später wieder von dort zurück. Die in der Ausstellung gezeigten Fotos von Eva stammen aus seinem Besitz.

Mitunter beklagte sich Eva über ihre Pflegemütter. So kam es mit Miss Laven zu einem Konflikt über ihre Frisur: Abschneiden der Zöpfe oder nicht. Eva unterrichtete ihre Eltern (02.06.1939):

„Liebe Eltern!

Ich habe Euch so viel zu schreiben, dass ich nicht weiss wo ich anfangen soll.

Also das mit dem Haar das ist so ne Sache. Sie sagt, es ist viel hübscher, wenn ich kurze Haare habe und auch viel praktischer beim Waschen. Das gebe ich ja vollkommen zu.

... Einesteils möchte ich sie runter haben, weil es praktischer ist, und einesteils möchte ich sie dran haben. Auf jeden Fall lässt sie sie mir schneiden sobald sie Zeit hat. Sie denkt eben sie kann mit mir jetzt machen was sie will. Gerade hat sie mir beim supper verkündigt, dass sie morgen mit mir zum Friseur geht. Mir ist es ja so wurscht wie ich aussehe, aber trotzdem finde ich es eine Gemeinheit, einfach über mich zu bestimmen, ohne dass ich Euch frage. Findet Ihr nicht auch? Aber was kann man machen wenn sich so ein Biest mal was in den Kopf setzt. Tante Nelly sagt zwar ich muss tun, was sie sagt. Das stimmt schon, aber ich finde in diesem Fall habe ich doch noch jemanden zu fragen denn sie ist ja nicht meine Mutter und meine Vizemutter erst recht nicht. Wird sie auch nie werden, denn mir gefällt es garnicht, obwohl sie mir schon so lang ich hier bin den 2. Kuss verabreicht hat. Ich verzichte drauf. Mir wäre jetzt mal einer recht von meinem Viechle oder von meinem Molly, sowas kann ich besser brauchen. Ich habe ihr auch meine Meinung gesagt über die Zöpfe aber das geht ihr nicht ein. Was kann man machen?

1000 Kussle von Eurem nach Euch Sehnsucht habenden Evele.“

Die Frisurfrage war dann schnell gelöst, die Zöpfe kamen ab und Eva gefiel das Ergebnis.

Eva sollte zu ihrem Leidwesen ihre Pflegemutter Dr. Lindgren nun Tante Ethel nennen. Über deren Erziehungsstil zeigte sich Eva verwundert (24.06.1939):

„Liebe Eltern!

Neulich hat sich Dr. L. mal mit mir Deutsch unterhalten, so über verschiedene Dinge. Dann hat sie noch gesagt, dass ich die Zeitung nicht mehr lesen darf, weil ich so viel glücklicher leben könnte. Ich lese sie zwar doch. Dann hat sie noch gesagt ich darf nicht mehr so viel lernen, sondern ich muss mehr schlafen. Als sie so alt war wie ich, hat sie auch immer bis 10 Uhr gelernt, und sie hat ihre Gesundheit nie mehr zurück bekommen, erzählte sie mir. Wenn das mein Molli gehört hätte ich glaube er wäre in Ohnmacht gefallen.

...

Das Essen zu Hause ist ganz gut was man halt unter englischem Frass versteht. Es gibt fast jeden Tag dasselbe.

*Nun Schluss. Mit herzlichen Gruss und Kuss
Euer Euchliebendes Eve.“*

Eva erwartete stets sehnsüchtig Briefe ihrer Eltern. Nicht immer gefiel ihr aber, was in ihnen stand. Eva fasste dies am 14. Juli so zusammen:

„Liebe Eltern!

Recht vielen Dank für Euren lieben Brief, mit dem ich mich natürlich sehr freute. Aber noch mehr würde ich mich freuen, wenn Ihr mir nur nicht immer so viel Ermahnungen schreiben würdet. – Ich muss bei so vielem selbst entscheiden und bei noch viel mehr Rede und Antwort stehen, dass sich solche Kleinigkeiten, wie Ihr mir sie schreibt, ganz von selbst verstehen. Natürlich, wenn Ihr hier wäret, würde ich Euch bei Allem fragen, aber das kann ja leider nicht sein. Ihr könnt Euch drauf verlassen, ich mache bestimmt alles nach Euren Sinn. ...

Mit 1000 Küssen und noch mehr, Eure Eve."

Gegenstand der Briefe waren auch Evas schulischen Leistungen.
Am 29. Juli erhielt Eva ein Zeugnis und schrieb am gleichen Tag:

„Liebe Eltern!

Heute haben wir Zeugnisse bekommen. Ich bin nicht sehr befriedigt, obwohl mich die headmistress gelobt hat. Am Fleiss hat es bestimmt nicht gefehlt, jeden Nachmittag habe ich nach der Uhr 1 1/2 Stunden gelernt.

... Wir haben wahnsinnig schwere Sachen wie Gedichte zum auswendig lernen von Shakespear u.s.w. Man muss furchtbar viel auswendig lernen. Ich würde sie noch nicht mal in Deutsch verstehen, obwohl mir das englisch sehr leicht von der Hand geht. ...

Mit vielen 1000 Kussle Euer Eve.

SCHREIBT BITTE RECHT BALD!"

In den Ferien reiste Eva allein mit dem Zug nach Birmingham zu ihrem Onkel Eduard und ihrer Tante Erna. Auch hier hatte sie starkes Heimweh. Sie verstand nicht, weshalb ihre Eltern nicht endlich auswandern könnten. Aus Birmingham schrieb sie ihnen (07.08.1939):

„Liebe Eltern!

... Neulich abends habe ich so wahnsinnig Heimweh bekommen, ich habe geschluchzt wie fast noch nie in meinem Leben. ... Aber schreibt davon ja nichts Tante Erna, denn sonst denkt sie vielleicht, ich würde mich bei ihr nicht wohl fühlen, was garnicht der Fall ist, denn so wohl wie ich mich hier fühle, habe ich mich schon lang nirgends mehr gefühlt, aber das Heimweh kann man trotzdem nicht unterdrücken.

Nun mal zur Frage wegen Auswandern. Tante E. hat mir gesagt, dass Molli das Permit hätte, aber warum hat er es dann nicht eingereicht?

Trotzdem dass ihr sicherlich, wenn ihr mal hier seid auf



manchens verzichten müsst, werdet ihr Euch doch glücklicher fühlen als in Nürnberg. Wenn mal der Molli hier ist, kann ich sicherlich oder mit Hilfe jemanden anderem eine Stelle für Mami ausfindig machen. Die Leute sind ja hier so unbeschreiblich wohlthätig! Einmal müsst ihr doch mit dem Auswandern anfangen wenn es auch auf einem sehr schweren Weg zu machen geht, aber einmal werden wir dann auch zusammen sein und uns glücklich fühlen.

Mir wird es oft auch sehr schwer, aber ich hoffe und denke immer diese schwere Zeit wird auch mal vorüber gehen. Und so müsst ihr auch denken, wenn es auch oft recht schwer wird, ich weiss ja selber wie das ist.

*Mit vielen vielen Kussis bin ich
Euer Eve."*

Mit dem deutschen Angriff auf Polen und den Beginn des Weltkriegs verschlechterte sich die Lage auch für viele der mit den Kindertransporten nach England gekommenen deutschen Kinder. Alle über 16jährigen mussten sich bei der Polizei melden und wurden registriert. Etwa 1000 von ihnen wurden zeitweise interniert. Eva blieb wegen ihres Alters verschont.

Das US-Konsulat konnte Mosbachers immer noch nicht mitteilen, wann sie an der Reihe waren.

Sie zogen nun von Nürnberg nach Meiningen, der Geburtsstadt von Mutter Hedwig. Nach dort schrieb Eva ihnen am 19. November:

„Liebe Eltern!

Endlich habe ich wieder mal Post von Euch. Es freut mich, dass es Euch gut geht, und ihr werdet Euch auch schon eingewöhnt haben. Dem lieben Papa wird die Luft sicher gut tun. Ich bin in Gedanken sehr viel bei Euch. Ich spiele immer Theater in Gedanken. Der Titel von dem Stück ist meistens wenn ihr hier ankommt.

Herzliche Grüße u. Küsse Euer Eva Mosbacher“

Hoffnung machte den Eltern eine Mitteilung des US-Konsulats vom 5. Januar 1940. Im Laufe der nächsten Monate stünde voraussichtlich eine „Quotennummer“ zur Verfügung. Sie könnten auf eigenes Risiko schon alle Unterlagen übermitteln, um zu beweisen, daß sie der Öffentlichkeit nicht zur Last fallen würden. Durch den Krieg konnten Mosbachers mit ihrer Tochter nur noch Nachrichten mit einer Länge von 25 Worten senden. Zudem dauerte es meist sehr lang, bis die Nachrichten ankamen.

Eva schrieb am 8. März:

„Ich darf nicht anders schreiben – Censor hats verboten – have viel Arbeit für die Examen – Grosseltern geht's gut – Viele Küsse HAESLE“

Mosbachers hofften auf eine baldige Ausreise und bekamen schließlich Schiffsplätze für einen Dampfer am 17. November 1940 von Kobe nach Los Angeles. Allerdings verschärfte sich die amerikanische Einwanderungspraxis im Juli.

Nachdem sie keine Visa erhielten, mussten sie die Schiffsplätze stornieren.

Davon hatte Eva noch keine Kenntnis, als sie am 1. Oktober 1940 schrieb:

„Vergnügt Euch auf der Reise. Haltet den Kopf hoch, denkt an Nichts und hofft auf eine bessere Zukunft. Auf Wiedersehen Euer Häsle“

Anfang Mai 1941 schrieben die Eltern an Eva:

*„Liebes, gutes Häsle,
In diesen Tagen jährt sich wieder Deine Abreise. Hoffentlich dauert unsere Wiedervereinigung nicht mehr gar so lange. Neuerdings haben wir Passage ab Lissabon, aber leider erst Oktober Dampfer. Müssen noch viel Geduld aufbringen. Herzlichst mit vielen Kussis usw. wie stets
Dein Papa. Deine Mama.“*

Eva antwortete ihnen am 8. Juli:

„Bin immer in Gedanken bei Euch. Ertrübt über Passage Oktober. Wir müssen viel Geduld haben. Lebt wohl, hofft auf bessere Zukunft. Evele.“

Die Eltern waren skeptisch und schrieben wegen noch immer nicht erhaltener Visa am 8. August 1941 an Eva:

„Bleibe nur gesund und tapfer, einmal wird hoffentlich auch für uns die Sonne scheinen.“

Wenig später mussten sie die Schiffsplätze mangels Visa wieder stornieren.

Im Oktober 1941 ergingen gegen Mosbachers (14.10.1941) Strafverfügungen wegen angeblichen Nichttragens des kürzlich eingeführten gelben Sterns. Strafe je 50 Reichsmark. Sie legten dagegen Einspruch ein, allerdings ohne Erfolg. Die Dokumente

sind in der Ausstellung zu sehen. Sie zeigen, dass Mosbachers auch zu diesem Zeitpunkt noch selbstbewusst genug waren, um für ihr Recht vor Gericht einzutreten.

Damals mussten sie, wie viele andere Juden auch, in ein sogenanntes Ghettohaus ziehen. Sie schrieben ihrer Tochter an deren 15. Geburtstag (22.10.1941):

*„Liebes, gutes Evele,
An Deinem Geburtstag waren wir Dir auch dieses Jahr im
Geiste ganz besonders nahe, bleibe nur gesund und hoffe mit
uns auf baldiges Wiederzusammensein.
Wir mussten dieser Tage umziehen und haben jetzt noch 1
Zimmer. Wir sind auch damit zufrieden und wollen hoffen,
dass die neuerlichen Bemühungen für unsere Reise bald
Erfolg haben. Wir sind gesund, bestelle wie immer allseits
unsere Grüsse.“*

Eva schrieb ihren Eltern am 25. November 1941:

*„Traurig wegen Euer Schicksal bleibt nur tapfer Bald wird's
bestimmt vorüber sein und wir werden Alle glücklich ordent-
lich zusammen leben
Euer an Euch immer viel denkendes Häse.“*

Die letzte Nachricht von Eva, die ihre Eltern erreichte, stammt vom 24. Februar 1942:

*„Verbrachte schoenes half-term. Ging ins Kino, zum Tee mit
Freundinnen. Bin in Gedanken immer bei Euch. Haltet Euch
gesund, munter und tapfer. Viele Kussis, Halsle, Ohrle
Häse.“*

Am 3. Mai 1942 schrieben Mosbachers ihr wohl letztes Schreiben an Eva:

*„Liebes, gutes Häse,
Wir freuen uns, dass Du Deine Ferien angenehm verbrachttest.
Wir geben uns Mühe uns gesund und tapfer zu halten und
sind mit Dir in gleichen Gedanken.
Recht herzlich grüssen Dich mit vielen Kussis usw.
Dein Dich liebender Papa.
Deine immer an Dich denkende Mama.“*

Am 9. Mai 1942 wurden die 39-jährige Hedwig und der 48-jährige Otto Mosbacher mit 39 weiteren Meininger Juden zunächst nach Weimar verbracht. In den frühen Morgenstunden des nächsten Tages, genau drei Jahre nach dem Abschied von ihrer Tochter, wurden sie mit 511 weiteren Thüringer Juden in das Ghetto Belzyce bei Lublin deportiert. Sie wurden Opfer des NS-Massenmordes.

Eva Mosbacher blieb in England, nahm 1947 die englische Staatsangehörigkeit an und wurde Krankenschwester. In einem Ausbildungsbericht hieß es, sie sei sehr nett zu ihren Patienten, habe aber wenig Selbstvertrauen. In der Ausstellung ist am Ende ein Foto zu sehen, welches sie beim Besuch ihrer nach Südafrika ausgewanderten Großmutter im Jahr 1949 zeigt.

Eva Mosbacher, das einst so fröhlich schreibende Mädchen, setzte ihrem Leben am 10. November 1963 in einem großen Londoner Hotel ein Ende. Sie wurde 37 Jahre alt.

Die eingangs zitierten Worte ihrer Mutter, dass man auf Flüchtlinge weder da noch dort warte, sind uns auch heute nicht fremd. Möge das Beispiel der Familie Mosbacher uns zeigen, wie wichtig es ist, bei den großen Zahlen von Flüchtlingen nicht zu vergessen, dass sich dahinter Einzelschicksale befinden. Aus ganz normalen Familien.



ANMERKUNGEN ZU DEN REGIONALTEILEN

DR. HEDWIG BRÜCHERT,
HISTORIKERIN, MAINZ

Sehr geehrter Herr Landtagspräsident, sehr geehrte Damen und Herren,

nachdem sich der Landtag dafür entschieden hatte, für den Gedenktag des 27. Januar in diesem Jahr das Thema jüdische Kindertransporte zu wählen und eine Wanderausstellung zu zeigen, stellte sich in Gesprächen sehr schnell heraus, dass auch aus rheinland-pfälzischen Städten viele jüdische Kinder zwischen November 1938 und Sommer 1939 mit Kindertransporten ins Ausland gerettet wurden. Mit ihrem Schicksal haben sich unter anderem mehrere rheinland-pfälzische Gedenkstätteninitiativen und Geschichtsvereine beschäftigt. So entstand die Idee, die Ausstellung mit einigen regionalen Ergänzungen zu erweitern.

Der Arbeitskreis Ludwigshafen setzt Stolpersteine e. V. stellt die Geschichte von Ursula Michel dar, die ihr Überleben einem Kindertransport nach England verdankt. Der Förderverein Mahmal für die Opfer des Nationalsozialismus in Koblenz e. V. präsentiert sieben Familiengeschichten. Auch aus diesen Familien wurden Kinder mit Kindertransporten in Sicherheit gebracht. In Mainz hat sich der Verein für Sozialgeschichte Mainz seit vielen Jahren mit der Verfolgung der Mainzer Juden durch die Nationalsozialisten beschäftigt.

Wir wissen inzwischen von mindestens sechzig Kindern, die mit Kindertransporten aus Mainz gerettet wurden. Stellvertretend für alle anderen dieser Kinder habe ich die Geschichte von drei Mädchen ausgewählt, von denen eines nach England, eines in die Niederlande und eines in die Schweiz gebracht wurde.

Woher stammen diese Informationen? Einige der ehemaligen Kindertransportkinder sind in den vergangenen Jahren oft aufgrund der Einladung ihrer Geburtsstädte zu Besuchen zurückgekehrt, haben ihre Geschichten erzählt und oft auch Fotografien von Früher mitgebracht oder geschickt. So konnten die Biographien dokumentiert werden und einige dieser Geschichten und Bilder können Sie hier sehen.

Inzwischen haben wir auch Kontakte zu der so genannten zweiten Generation, nämlich den Nachkommen dieser Kindertransportkinder. Diese Nachkommen begeben sich oft – meist erst nach dem Tod der eigenen Eltern – auf die Suche nach ihren eigenen Wurzeln. Denn sie wissen oft fast nichts über ihre Familiengeschichte. Ihre Eltern haben ihnen meist nur wenig erzählt, der Schmerz über das Erlebte und die Verlust Erfahrung waren zu groß, um darüber sprechen zu können.

Jedes Schicksal ist unterschiedlich, und doch verbindet alle diese Kindertransportkinder ganz viel Gemeinsames: Sie wurden alle in jungem Alter von ihren Eltern und Geschwistern getrennt und zu



fremden Menschen in ein fremdes Land geschickt, dessen Sprache sie jeweils nicht sprachen. Und die meisten dieser Kinder sahen ihre Eltern nie wieder.

Eines der Mädchen, die im Sommer 1939 mit einem der letzten Kindertransporte Mainz verließ – denn als der Krieg begann, am 1. September, war die Möglichkeit dann vorbei, das Land zu verlassen mit Kindertransporten – war die vierzehnjährige Lotte Wertheimer. Gemeinsam mit drei Mitschülerinnen aus der Mainzer jüdischen Bezirksschule in der Hindenburgstraße, – auch diese Schule wurde im November 1938 zusammen mit der jüdischen Synagoge zerstört – gelangte Lotte nach England. 1942 erhielt sie, wie so viele dieser Kinder, die letzte Nachricht ihrer Eltern über das Rote Kreuz. Diese Mitteilung durfte, wie eben schon gehört, nur 25 Worte umfassen.

Nach dem Ende des Kriegs musste Lotte dann schmerzlich erfahren, dass ihre Eltern ermordet worden waren. Lange Jahre konnte sie nicht darüber sprechen. Erst dreißig Jahre nach Kriegsende begann sie, ihre Empfindungen und Erinnerungen an die Eltern,

an ihre Kindheit in Mainz, an ihre Gefühle des Verlassen-Seins in der Fremde, in Gedichten zu verarbeiten. Das Schreiben war ihr nur in der englischen Sprache möglich. Und ihre Gedichte wurden publiziert. Sie war bald eine anerkannte Lyrikerin in England und wurde häufig zu Lesungen, unter anderem in vielen Schulen eingeladen.

Erst in den 1990er Jahren war es ihr seelisch möglich, auch ihre Heimatstadt Mainz wieder zu besuchen. Als Abschluss wollen wir hier eines der Gedichte von Lotte Kramer-Wertheimer hören, von denen einige inzwischen auch in deutscher Übersetzung vorliegen.

THE RED CROSS TELEGRAM – DAS TELEGRAMM VOM ROTEN KREUZ

*Das Telegramm vom Roten Kreuz
teilte, als es kam, jene 25 Wörter mit,
und der Schrecken, die Angst, waren da
Ich wagte nicht, die Grausamkeit zu begreifen,
die es, wie ich jetzt weiß, enthielt
Wir müssen weggehen
Unser Wohnsitz wird nicht mehr diese Stadt sein
Lebe wohl, geliebtes Kind
Wie kann ich je ein Requiem singen,
in stiller, dunkler Verzweiflung
Wie verkläre ich euren Leidensweg
aus Nägeln und Gas und Gräbern*

Lotte Kramer (*1923, Mainz)

AUSSTELLUNG

KINDERTRANSPORTE REGION MAINZ



Ausflug mit der Jüdischen Bezirksschule am 6. April 1939: Ernst Heymann, Lotte Wertheimer, Walter Fridberg, Richard Strauß, Evi Metzger, Sophie Cahn (Lehrerin), Margret Moser, Lotte Hirsch, Elsbeth Gaertner, Dr. Fritz Sandels (Lehrer).

Die Rettung von Mainzer jüdischen Kindern ins Ausland nach dem 9./10. November 1938

Wie überall in Deutschland, so wurden auch in Mainz die jüdischen Kinder ab 1933 zunehmend aus den öffentlichen Schulen verdrängt. 1934 eröffnete die jüdische Gemeinde mit Genehmigung der Behörden eine eigene Schule. Hier wurden jüdische Kinder nun getrennt von den christlichen Kindern unterrichtet. Die Jüdische Bezirksschule Mainz war als „Volksschule mit erweitertem Lehrplan für Kinder vom 6. bis 16. Lebensjahr“ konzipiert. Im Lehrplan nahmen der Sprachunterricht, aber auch praktische Fächer einen breiten Raum ein, da man die Schülerinnen und Schüler auf die Auswanderung vorbereiten wollte. Die höchste Schülerzahl wurde im Schuljahr 1936/37 mit 202 Kindern erreicht. Danach gingen die Zahlen durch Auswanderung ständig zurück. Daneben stand die „Bondi-Schule“ zur Verfügung, eine bereits seit 1859 bestehende jüdische Volksschule im

Gebäudekomplex der orthodoxen Synagoge an der Flachmarktstraße. Übereinstimmend berichten die ehemaligen der Jüdischen Bezirksschule, dass sie eine glückliche Schulzeit verbracht hätten. Hier konnten sie mit Gleichaltrigen lernen, spielen, Sport treiben und Ausflüge machen, ohne Gefahr zu laufen, von nichtjüdischen Mitschülern gehänselt, von Hitlerjugenden verprügelt oder von besonders linientreuen Lehrkräften schikaniert zu werden. Sie erzählen auch, dass sie an dieser Schule sehr viel lernten und großartige Lehrer hatten. Das Lehrerkollegium an der Bezirksschule setzte sich zum großen Teil aus erfahrenen Lehrkräften zusammen, die 1933 aufgrund des „Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums“ aus Mainzer Gymnasien entlassen worden waren. Sie versuchten nun, ihre Schüler auf das Leben in der Emigration vorzubereiten und sie gleichzeitig so weit wie möglich zu beschützen.

Die Ereignisse des 9./10. November 1938 waren nicht nur für ihre Eltern, sondern auch für die jüdischen Kinder ein Schock. Die relativ behütete und glückliche Schulzeit war mit einem Schlag zu Ende, denn auch die Schulräume im Nebengebäude der Haupt-



synagoge waren zerstört worden. Der Unterricht fand nach mehrwöchiger Unterbrechung in provisorischen Räumen im Büro der Jüdischen Gemeinde in der Forsterstraße (damals Horst-Wessel-Straße) statt. Die Klassen wurden auseinandergerissen, denn viele Eltern versuchten nun, ihre Kinder so schnell wie möglich mit einem Kindertransport ins Ausland zu schicken. Auch die Lehrerinnen und Lehrer emigrierten nach und nach. So war der Schulalltag zunehmend vom Abschiednehmen bestimmt.

Die ersten Kindertransporte, denen Mainzer Kinder angehörten, verließen Deutschland am 29. November und im Dezember 1938 in Richtung Belgien, Holland und Frankreich. Diese drei Länder gewährten jedoch nur für kurze Zeit eine sichere Zuflucht, wie sich schon bald zeigen sollte. Nach Kriegsbeginn wurden dort unter der deutschen Besatzung zahlreiche Flüchtlinge von der Gestapo aufgegriffen und in Vernichtungslager deportiert. Einige überlebten in Verstecken.



Lehrerkollegium der Jüdischen Bezirksschule (Stadtarchiv Mainz).

Ab Anfang Januar wurden dann auch Transporte in die Schweiz und nach England organisiert. Aus Mainz wurden mindestens 60 Kinder ins Ausland in Sicherheit gebracht, und zwar in die folgenden Länder:

- > 12 in die Niederlande,
- > 4 nach Belgien,
- > 5 nach Frankreich,
- > 13 in die Schweiz und
- > 26 nach England.

Die Familien erfuhren oft erst wenige Tage vorher, welchem Kindertransport ihr Kind zugeteilt war. Für die Kinder war die Abreise ein plötzlicher und tiefer Einschnitt in ihrem Leben. Sie durften nur einen Koffer, ein Handgepäckstück und zehn Reichsmark mitnehmen. Manche Eltern versuchten, ihren Kindern Wertgegenstände mitzugeben, und versteckten diese im Gepäck. Meist wurden sie jedoch bei der deutschen Zollkontrolle an der Grenze beschlagnahmt. Für die älteren Kinder und Jugendlichen hatte die Reise ins Ausland durchaus etwas von einem Abenteuer, und der Abschied fiel ihnen weniger schwer als ihren Eltern. Die jüngeren Kinder dagegen verstanden nicht, warum sie alleine weggeschickt wurden, und es flossen auf beiden Seiten viele Tränen. In vielen Fällen war dies ein Abschied für immer.



Zuflucht Schweiz – Ruth Metzger (*26.5.1924)



Ruth in der Schwesternschule Shaare Tzedek in Israel 1947–1950.



Ruth und Marianne mit ihrer Mutter Helene Metzger 1937.



Ruth (vorne links) mit Mitschülerinnen beim Turnunterricht in der Jüdischen Bezirksschule.



Ankunft eines Kindertransports am Bahnhof Weinfelden in der Schweiz 1939 (Archiv für Zeitgeschichte, ETH Zürich, BA BASJ-Archiv/418).

Eines der zwölf Mainzer Kinder, die am 5. Januar 1939 nach Basel gebracht wurden, war die vierzehnjährige Ruth Metzger. Ihr Vater war wie viele andere jüdische Männer nach dem 10. November 1938 wochenlang im KZ Buchenwald inhaftiert. Ihre ältere Schwester Marianne befand sich bereits in einem Internat in der Schweiz. Ihre Mutter organisierte mit Rabbiner Dr. Levi einen Platz in einem Kindertransport für Ruth. Sie erzählt über ihre Abreise:



» Ich wollte nicht weg, ich wollte meine Eltern nicht verlassen ... Wir sind zuerst mit einem Autobus am Abend nach Frankfurt gefahren. Von meiner Mutter musste ich mich schon in Mainz verabschieden, das war der schlimmste Moment! Dann kamen wir in Frankfurt ins jüdische Waisenhaus und übernachteten in einem Saal mit lauter Matratzen ... Aus meiner Klasse war nur ein Mädchen dabei, Ruth Scheuer. Wir haben uns an der Hand gehalten in der Nacht. «

Am nächsten Morgen ging es früh zum Bahnhof. Der Direktor des Waisenhauses begleitete die Kinder im Zug. Kurz vor der Grenze kamen Uniformierte in die Abteile und durchsuchten das Gepäck. Ruth erinnert sich:

» Die haben die Koffer aufgemacht und die Sachen rausgerissen, die so mit Liebe da reingelegt waren! Und das passte später nicht mehr alles rein! Ich weiß noch, bei mir mussten sich alle Jungens, die da waren, draufsetzen, damit der Koffer wieder zugging! «

In Basel wurden die Kinder von einem Schweizer Hilfskomitee mit heißem Kakao empfangen. Dann wurden sie zur Weiterreise in verschiedene Kinderheime eingeteilt. Ruth kam nach Heiden in Appenzell:

» Es war eiskalt, 5. Januar! Aber etwas war sehr beeindruckend. Wir kamen sehr spät an, es lag hoher Schnee – und da standen alle Leute aus dem Dorf am Bahnhof, mit Schlitten und haben uns erwartet! Als wir im Kinderheim eintrafen, war der Schlafsaal ungeheizt! Das war eine Ferienkolonie nur für den Sommer! ...

Es gab da ein Fräulein Hanna und ein Fräulein Gertrude. Die haben mit uns Schwyzer Dütsch geredet, wir haben kein Wort verstanden ... (Die Kinder erhielten Unterricht im Heim.) ... Es gab Kinder, die wollten in die Sekundarschule gehen. Das war verboten! ... Sie haben erwartet, dass wir Mädchen alle Haushaltshilfen werden und die Jungens Schreiner, das war genug! «

Nach einiger Zeit durfte Ruth in das Internat zu ihrer Schwester Marianne wechseln. In der ersten Zeit konnten sie noch ab und zu mit den Eltern in Mainz telefonieren, bis Telefonanschlüsse für Juden in Deutschland verboten wurden. Im Jahr 1941 verstarben innerhalb weniger Wochen beide Eltern. Ruth litt ihr Leben lang darunter, dass sie nicht zur Beerdigung reisen konnte. Nach dem Ende ihrer Schulzeit schlugen sich Marianne und Ruth als Haushaltshilfen durch und waren sehr unglücklich. Danach wurden sie in ein Lager der zionistischen Jugend-Alijah aufgenommen und auf die Auswanderung nach Palästina vorbereitet, wohin sie nach Kriegsende mit einer Gruppe von Jugendlichen reisten. Nach der ersten harten Zeit in einem Kibbuz half ihnen der Mainzer Arzt Dr. Fraenkel, in Jerusalem eine Ausbildung zu machen.

Ruth blieb ihr ganzes weiteres Leben in Israel. Mit ihrem aus Bayern stammenden Mann Ernst Weiss lebte sie lange Jahre in Haifa, wo auch ihre beiden Töchter Ilana und Michal geboren wurden. Sie starb 2010 im Alter von 86 Jahren.



In Holland versteckt – Frieda Laub (*12.5.1928)



Familie Laub in Mainz 1934
(Frieda vorne Mitte).



Ein Kindertransport aus Wien nach
Holland (Joods Cultureel Kwartier,
Amsterdam).



Frieda mit Ehemann Kurt Schwarz
bei der „Begegnungswoche Mainzer
Juden“ 1995.



Im Hof der Bondi-Schule in der Margareten-
gasse/Ecke Flachmarktstraße 1935, Feier des
Purimfestes, bei dem der böse „Haman“ sym-
bolisch aufgehängt wird (Stadtarchiv Mainz).

Frieda und ihre fünf Geschwister Leo, Esther, Abraham, Sara und Hannie lebten mit ihren Eltern, dem Kaufmann Markus Laub und Beile, geb. Goldbaum, in der Rechengasse 2 und besuchten die orthodoxe Bondi-Schule. Während der Vater im KZ Buchenwald inhaftiert war, schickte die Mutter ihre sechs Kinder mit einem der ersten Kindertransporte am 22. Dezember 1938 nach Holland. Dort angekommen, konnten sie nicht zusammen bleiben. Sie wurden auf mehrere Kinderheime verteilt. Als nach der Besetzung des Landes durch die Deutschen die Deportationen



begannen, wurden sie von hilfsbereiten Bauern in verschiedenen Dörfern aufgenommen. Frieda Schwarz, geb. Laub, berichtet:

» Als die Juden aus Amsterdam abtransportiert wurden, habe ich mich versteckt, bei Bauern im Süden des Landes. Der Bauer hatte sich freiwillig gemeldet. Ich war damals dreizehn Jahre alt, und er hatte auch Kinder. «

Anfangs konnte sich Frieda frei bewegen. Doch alle im Dorf wussten bald, dass sie Jüdin war, und Nachbarn sprachen den Bauern darauf an. Da bekam er Angst, dass ihn jemand anzeigen könnte, und er schickte Frieda schweren Herzens fort, um seine eigene Familie nicht zu gefährden. Sie versuchte, auf anderen Bauernhöfen Arbeit zu finden, aber niemand traute sich, ein jüdisches Mädchen für längere Zeit aufzunehmen.

» Ich war sozusagen alleine auf der Welt. Da wollte ich schon nach Amsterdam fahren und mich der Polizei stellen. Ich war ohne Hoffnung. Aber dann habe ich mir gesagt: 'Nein, geh' in der Nacht zurück zum Bauern und frag' ihn, ob er dir helfen kann!' Ich bin um zwölf Uhr nachts angekommen. Und er hat mich in seine Arme genommen und gesagt: 'Ich bin so froh, dass du wieder da bist! Du bleibst bei uns. Aber du kannst nicht mehr rausgehen, kein Mensch darf dich sehen!' «

Wenn niemand Fremdes im Haus war, half sie im Haushalt und versorgte die Kinder. Sobald jemand an der Tür läutete, musste sie sich verstecken.

Wenn Soldaten kamen, musste sie schnell in ein Loch kriechen, und es wurde ein Bett davor geschoben. Nach der Befreiung herrschte zunächst große Freude. Doch dann kamen die Fragen:

» Wo sind meine Geschwister? Wo sind meine Eltern? Die Bauersfrau wusste schon länger, dass mein Bruder Leo umgekommen war. Aber das hatte sie mir nicht gesagt, weil sie bei mir den Mut hochhalten wollte. Nun sagte sie: 'Dein Bruder lebt nicht mehr. Deine Eltern wahrscheinlich auch nicht.' Das war ein Schock für mich. «

Frieda machte sich auf die Suche nach ihren übrigen Geschwistern. Das war nicht einfach, da man allen jüdischen Kindern zur Tarnung einheimische Namen gegeben hatte. Mit Hilfe eines Pfarrers in Südlmburg fand sie schließlich Abraham, Esther, Sarah und Hanni wieder. Die Wiedersehensfreude war groß, trotz des tiefen Schmerzes, den sie empfanden, als sie die Gewissheit erhielten, dass ihr ältester Bruder und die Eltern ermordet worden waren.

Frieda ging kurz darauf mit Hilfe einer jüdischen Brigade illegal nach Palästina, damals noch britisches Mandatsgebiet. Sie wollte ein neues Leben beginnen und, wenn möglich, studieren. Sie heiratete Kurt Schwarz aus Wien, mit dem sie vier Kinder hatte. Ihr Leben lang blieb sie in Verbindung mit der Familie ihrer Retter in Holland.



Die Kindertransporte nach England – **Lotte Wertheimer** (*22.10.1923)



Lotte (links) mit Evi Metzger im
Frühling 1939 in Mainz.



Lotte mit Mitschülerinnen und den Turnlehrerinnen Gerti Salomon und Friedel Nietenmann im Hof der Bezirksschule, Sommer 1936.



Lotte (Mitte) und Sophie Cahn
(2. von rechts) mit Freunden in
England, ca. 1940.



Sophie Cahn, die Englischlehrerin
und „Ersatzmutter“ der Mädchen
in England.

Lotte Wertheimer gelangte gemeinsam mit ihren Mitschülerinnen Evi Metzger, Hilde Lebrecht und Margret Moser aus der Jüdischen Bezirksschule Mainz mit einem der letzten Kindertransporte im Sommer 1939 nach England. Mit ihnen reiste auch die Tochter einer befreundeten Familie aus Mannheim, Lore Loebmann. Nur wenige Tage später folgte ihnen ihre Englischlehrerin, Sophie Cahn, nach, unter dem Vorwand, während der Sommerferien an einem Sprachkurs teilnehmen zu wollen.



Fraulein Cahn brachte die fünf Mädchen nach Hertfordshire, wo sie in Fendley House in Tring eine Bleibe gefunden hatte. Die Quäker hatten für die fünf Mädchen die erforderliche Bürgschaft übernommen und leisteten einen Beitrag zu den Lebenshaltungskosten. Allerdings reichten diese Zahlungen nicht aus; einen Teil ihres Unterhalts mussten die Mädchen zusammen mit Fraulein Cahn selbst erwirtschaften. Sie packten im Garten, Haushalt und in den Ställen bei der Versorgung der Tiere kräftig mit an. Daneben erteilte Sophie Cahn den fünf jungen Mädchen, die ja noch keine abgeschlossene Schulausbildung hatten, Unterricht. Es gelang ihr, für ihre Schützlinge während der ersten Zeit in dem fremden Land nicht nur ein Dach über dem Kopf zu schaffen, sondern ihnen ein wenig die Eltern zu ersetzen.

Als der Krieg andauerte, konnten die Quäker die finanzielle Unterstützung nicht länger leisten. So mussten die Mädchen im Alter von etwa 16 Jahren für sich selbst sorgen. Allerdings standen ihnen als „feindlichen Ausländerinnen“ nur wenige Berufe offen. So durften sie als Kranken- oder Kinderschwester, in der Fabrik oder als Haushaltshilfe arbeiten. Lotte wurde zunächst in einer Wäscherei beschäftigt, wo sie schwer arbeiten musste. Danach fand sie eine Stelle als „Haustochter“ in einer Familie in Oxford. Über das Rote Kreuz erhielt sie 1942 von ihren Eltern als letztes

Lebenszeichen ein Telegramm mit fünfundzwanzig Worten, in dem sie ihrer Tochter die bevorstehende „Umsiedlung“ mitteilten.

Während dieser Zeit traf Lotte ihren früheren Schulfreund aus der Jüdischen Bezirksschule in Mainz, Fritz Kramer, wieder, dem ebenfalls die Einwanderung nach England geglückt war. 1943 schlossen die erst zwanzigjährige Lotte und der zwei Jahre ältere Fritz den Bund fürs Leben. Es war sicher kein Zufall, dass Lotte so jung heiratete, Fritz war ein Stück Heimat. Das Schicksal ihrer Eltern konnte sie damals nur erahnen; die ganze grausame Wahrheit erfuhr sie erst nach Kriegsende. Ernst und Sofie Wertheimer waren am 25. März 1942 in das Ghetto Piaski bei Lublin deportiert und wenige Wochen später vermutlich im Vernichtungslager Belzec ermordet worden.

Lange Zeit sprach Lotte nicht über das Geschehene. Erst dreißig Jahre später begann sie, ihre Erinnerungen an die Kindheit, die Eltern und die Heimat sowie ihre Gefühle in der Emigration in Gedichten auszudrücken. Allerdings war ihr dies nicht in ihrer Muttersprache möglich, sie schrieb nur in Englisch. Seit langem ist sie eine anerkannte Lyrikerin in Großbritannien und hat mehrere Gedichtbände veröffentlicht. Häufig wurde sie zu Lesungen in Schulen und anderen Institutionen eingeladen. In vielen ihrer Gedichte kommt der lebenslange Schmerz, den so viele „Kindertransport-Kinder“ empfinden, eindringlich zum Ausdruck.

AUSSTELLUNG KINDERTRANSPORTE REGION LUDWIGSHAFEN

KOFFER GEPACKT UND ÜBERLEBT

Kindertransporte nach England: Ursula Michel

Die Verfolgung von Ursula Michel und ihrer Familie beginnt in Ludwigshafen am Rhein, ihre Rettung ist ein Kindertransport, der in Liverpool Street Station in London endet: Sie überlebt, ihre Familie wird ermordet. Ursula Michel und das Schicksal ihrer Familie stehen so stellvertretend für die Biographien vieler Opfer der NS-Zeit.

■ DIE LUDWIGSHAFENER FAMILIE MICHEL

Am 26. Oktober 1923 wurden Ursula Henriette Barbara Michel und am 11. Dezember 1927 ihre jüngere Schwester Lilli Gerda Elisabeth in Ludwigshafen am Rhein geboren. Ihre Eltern waren Ida Maria Gertrud, geb. Grün, [*13. April 1892, Berlin] und Heinrich Michel [*18. Juni 1884, Oberludstadt]. Vater Heinrich war jüdischen Glaubens, ihre Mutter Gertrud Protestantin, der familiäre Hintergrund teilweise auch jüdisch.

Ursula erlebte zunächst eine weitgehend glückliche Kindheit. Oft fuhr die Familie zu Verwandten nach Berlin, die Sommerferien verbrachten alle gerne im Schwarzwald. Sie lebten in der Pfalzgrafenstraße 67. Ursula besuchte von 1930 bis 1934 die Volkshauptschule, danach das Mädchengymnasium (heute Geschwister-Scholl-Gymnasium). Nach der Reichspogromnacht am 9. November 1938 wurde sie vom Schulbesuch ausgeschlossen. Ihr Vater war wie viele andere Ludwigshafener von November bis Dezember 1938 in das Konzentrationslager Dachau verschleppt worden.

■ EIN PLATZ IM KINDERTRANSPORT

Im Mai 1939 floh die Familie nach Mannheim, wo sie in H 7, 13 bis zur Deportation lebte. Am 24. April 1942 wurde die Familie nach Polen deportiert, außer Ursula, die Deutschland bereits am 25. August 1939 allein mit einem der letzten Kindertransporte verlassen hatte. Heinrich, Gertrud und Lilli wurden ermordet.

Mit Parlamentsentscheid vom 22. November 1938 erlaubte die britische Regierung die Einreise von ca. 10.000 jüdischen und nicht-arischen Kindern, sofern für deren finanzielle Unterstützung gesorgt war. Zunächst mussten die Kinder bei der Jugendfürsorge der zuständigen jüdischen Kultusgemeinde registriert werden, und oft wurden die Eltern erst sehr kurzfristig über die bevorstehende Abreise ihres Kindes informiert. Jedem Kind waren ein Koffer, ein Handgepäckstück und 10 Reichsmark erlaubt. Die Anzahl der Kinder pro Transport variierte sehr: von dreißig Kindern bis zu 500. Drei bis vier Erwachsene begleiteten etwa 120 Kinder. Am 2. Dezember 1938 erreichte der erste Kindertransport England. Ankunftsbahnhof in London war Liverpool Street Station.

■ ENGLAND – EIN NEUES LEBEN BEGINNT

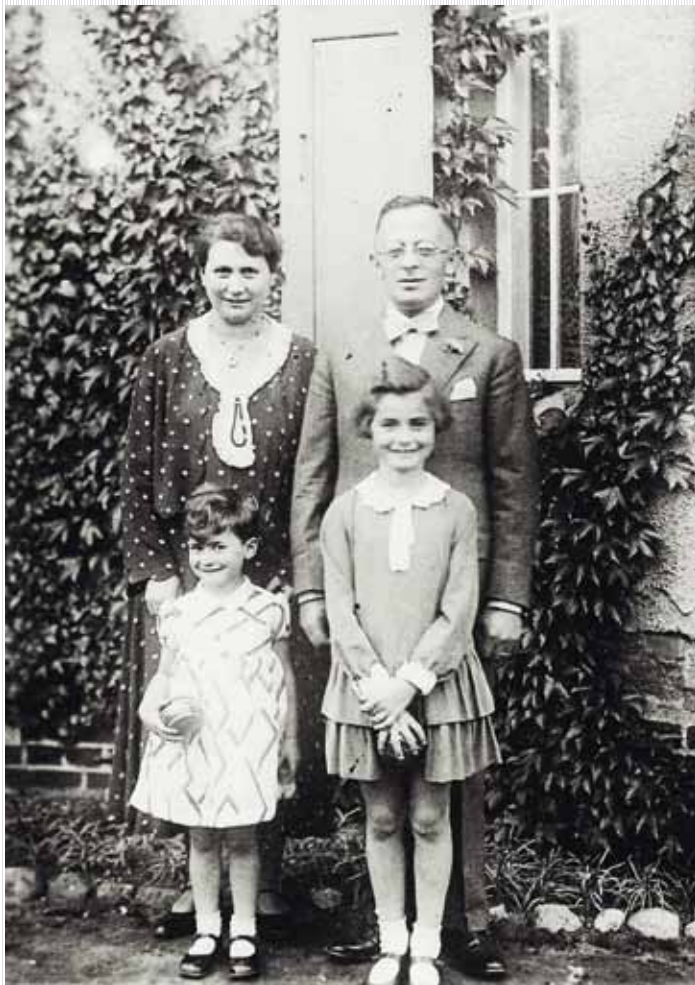
Am 26. August 1939 erreichte Ursula England und fuhr bald nach Nord-Staffordshire. Dort lebte sie bis zu ihrer Hochzeit 1946 bei der Familie Hawthorn. Schnell hat sich Ursulas Leben stabilisiert: die zwei Kinder der Familie haben Ursula immer als ihre »deutsche Schwester« angesehen. Ursula besuchte die Orme Schule von 1939 bis Juli 1941. Sie bestand das Abschlussexamen mit guten Noten. Bis Juli 1942 war sie auf der Handelsschule in Stoke-on-Trent. Ihre »englischen Eltern« und der Vorstand der Orme Mädchenschule bezahlten ihre Ausbildung, bis sie die Handelsschule verließ und zu arbeiten begann. Im März 1944 traf Ursula bei der Vorbereitung zu einem Jugendkongress in Stoke-on-Trent auf Harold Leo Rhodes. Sie heirateten am 27. Juli 1946 und im Herbst desselben Jahres begann Harold mit seinem Ingenieurstudium für Bergbau in Leeds. Am 16. Januar 1953 wurde ihre Tochter Judith Barbara Léonie geboren. Im Juni 1953 gab Ursula ihre Arbeit auf. Im Nähen und Stricken sehr talentiert schnaiderte sie selbst. Sie kochte auch ausgezeichnet. Mit Harolds Pensionierung im Jahr 1986 zogen beide nach Harrogate in Yorkshire, näher zu ihrer Tochter Judith, die inzwischen in Leeds lebte. Zusammen mit Judith besuchten sie Deutschland jedes Jahr im August. Ursula fühlte sich allerdings nie in der Lage nach Ludwigshafen zurückzukehren. Harold starb mit 87 Jahren im Oktober 2010, Ursula am 8. August 2011.

■ DIE MICHELs: EINE FAMILIE WIRD ZERSTÖRT

Bereits in Mannheim 1939 bemühten sich die Michels um die Ausreise. Aus einem Brief von Johann Schwab vom 2. Juli 1954 an Erna Grün, Schwester von Gertrud Michel, wissen wir, dass er etwa 4–6 Wochen vor der Deportation der Familie an die Schweizer Grenze fuhr, um einen Fluchtweg für Heinrich und Lilli zu finden. Beide wurden wenige Meter vor der Grenze in Lörrach festgenommen, Heinrich blieb in Karlsruhe in Haft, Lilli wurde zwei Tage später nach Mannheim geschickt. Der endgültige Abtransport erfolgte kurz darauf. Gertrud Michel schickte im April 1942 über das Deutsche Rote Kreuz ein Telegramm an Ursula in England, in dem die bevorstehende Deportation angekündigt wird. Lilli Michel, inzwischen 14 Jahre alt, teilt im Juni 1942 aus Travniki die Adresse ihrer Eltern mit: Icbica, Kreis Krasnistov, Distrikt Lublin, Generalgouvernement, Block VII/1328. Hier verliert sich die Spur von Heinrich und Gertrud Michel. Von Icbica aus gingen Deportationszüge in die Vernichtungslager Belzec und Sobibor. Travniki war auch Transit-Lager für Transporte 1942, alle nach Sobibor.

KOFFER GEPACKT UND ÜBERLEBT

Familie Michel um 1930



Die Eltern Gertrud und Heinrich Michel mit den Töchtern Ursula (rechts) und Lilli, um 1930

KOFFER GEPACKT UND ÜBERLEBT

Freundinnen 1934



- Drei Freundinnen, um 1934: Ursula Michel, Ruth Seidel und Lilli Michel (von links)
- Am Morgen des 28. Oktober 1938 werden aus Ludwigshafen 166 Juden deportiert.
Am Abend findet im Ufa-Palast im Pfalzbau die Erstaufführung einer Komödie statt.



KOFFER GEPACKT UND ÜBERLEBT

Eine Bescheinigung und ein Brief 1938/1954



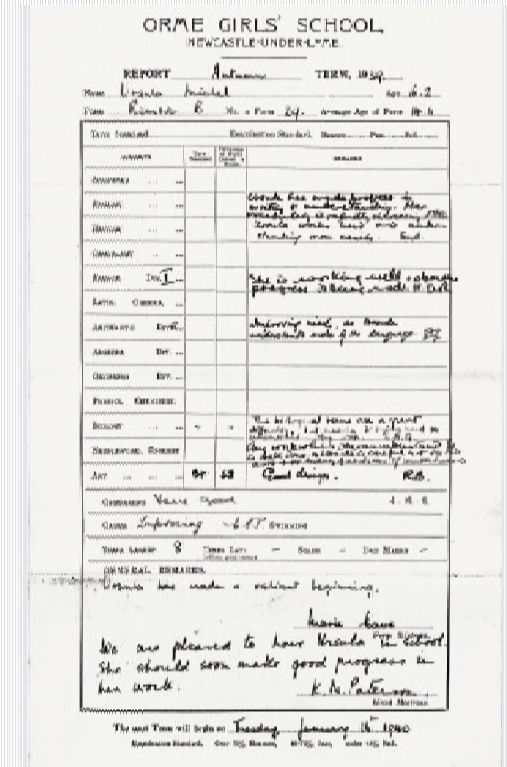
- Aus einem Brief von Johann Schwab, einem Freund der Familie Michel aus Mannheim, an eine Tante von Ursula Michel; 2. Juli 1954



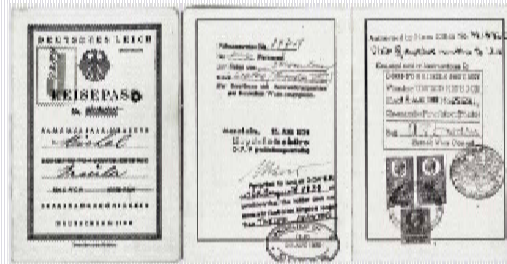
- Taufbescheinigung vom 20. April 1938 zur Taufe von Ursula Michel am 16. Januar 1928

KOFFER GEPACKT UND ÜBERLEBT

Schulzeugnis und Reisepass 1939



- Erstes Schulzeugnis von Ursula Michel in England, Herbstsemester 1939



- Reisepass von Ursula Michel datiert 15. August 1939 mit Visum für England

KOFFER GEPACKT UND ÜBERLEBT

Hochzeit 1946



■ Hochzeitsfoto von Ursula Michel und Harold Rhodes, Newcastle-under-Lime, 27. Juli 1946



■ Für Familie Michel, Stolpersteinverlegung am 3. Mai 2010 mit Beteiligung von Judith Rhodes, der Tochter von Ursula Michel. Pfalzgrafenstraße 67, Ludwigshafen am Rhein

AUSSTELLUNG

KINDERTRANSPORTE REGION KOBLENZ

Rolf, Beate und Hans Bernd

„Das Vermögen ist dem Reich verfallen.“
(Feststellung der Gestapo
Koblenz am 12. März 1943)



Rolf, Beate und Hans sind die Kinder des jüdischen Koblenzer Hals-Nasen-Ohrenarztes Dr. Hugo Bernd und seiner Frau Senta, geb. Fuchs. Rolf ist der Älteste (*1913), Beate wird 1915 geboren und Hans ist das 1929 geborene Nesthäkchen. Rolf ist sehr musikalisch, studiert Musik und spielt Klavier und Orgel. Beate ist eine gute Schülerin; sie fällt auch als ausgezeichnete Sportlerin auf.

- 1933/34** Rolf wird als jüdischer Künstler von den Nationalsozialisten an seinen Auftritten gehindert.
- 15. September 1935** Auf dem „Reichsparteitag der Freiheit“ in Nürnberg werden die sog. „Nürnberger Rassen-gesetze“ beschlossen. Nun sind die Juden in Deutschland nur noch Bürger zweiter Klasse.
- 1935/36** Beate ist eine begnadete Turnerin. Als Jüdin ist ihr verboten, an den Olympischen Sommer-spielen 1936 in Berlin teilzunehmen. Rolf leidet unter der Diskriminierung. Er wendet sich mehr der jüdischen Religion zu, beginnt ein Rabbiner-Studium, bricht es aber ab.
- Juli 1937** Rolf flieht nach Italien, wird Zionist und arbeitet in der Landwirtschaft. Schon bald merkt er aber, dass er für das harte Landleben nicht geeignet ist.
- 1938** Die Tante von Rolf, Beate und Hans betreibt das Möbelhaus Bernd in Koblenz. Sie kann das Unternehmen nicht mehr halten. Der „arische“ Prokurist übernimmt das Geschäft.
- 9. November 1938** Anlässlich des Novemberpogroms nimmt die Gestapo die Eltern der Kinder in Koblenz fest, entlässt sie nach einigen Tagen aber wieder.
- April 1939** Rolf emigriert von Italien weiter in die USA.
- 1939** Der Vater fühlt sich als Frontkämpfer des I. Weltkriegs und Träger des EK I geschützt. Er bemüht sich aber, dass Sohn Hans und Tochter Beate nach England fliehen können.
- 17./18. Mai 1939** Hans verlässt mit einem Kindertransport Deutschland und gelangt nach England. Durch Vermittlung des Roten Kreuzes erhält er Briefe der Eltern. Diese werden nach Kriegsausbruch immer seltener.
- 17. Juni 1939** Ein Onkel ermöglicht von England aus Beate die Flucht nach London. Dort findet sie ihren Bruder Hans. Er lebt inzwischen bei einer Quäkerfamilie in Surrey/Südengland.
- 15. November 1940** Rolf ertrinkt in einem See in Michigan/USA. Wahrscheinlich ist es Selbstmord aus Einsam-keit und Hoffnungslosigkeit.
- 22. März 1942** Bei der 1. Deportation aus Koblenz betreut Dr. Bernd die jüdischen Mitbürger.
- 2. März 1943** Die Eltern Hugo und Senta werden mit der 5. Deportation von Koblenz aus in das Konzentrations- und Vernichtungslager Auschwitz-Birkenau verschleppt und dort in den Gaskammern ermordet. Das Vermögen der Familie wird vom NS-Staat eingezogen.

Beate heiratet im November 1945 einen englischen Soldaten und hat vier Kinder. Beate Russell stirbt im August 1981.
Hans schlägt eine akademische Laufbahn ein, ändert seinen Namen in Dr. John Burne. Er ist Lehrer auf Barbados/Westindische Inseln und im westafrikanischen Sierra Leone. Mit seiner Frau kehrt er nach England zurück und arbeitet als Lehrer und Lehrerausbilder. Die Burnes haben zwei Söhne. John Burne kommt 2004 im Rahmen des „Heimatbesuchs“ wieder nach Koblenz. Wenige Monate später stirbt er in England.
Im November 2013 werden unter Anteilnahme der Familie in Koblenz „Stolpersteine“ für die Eheleute Dr. Hugo und Senta Bernd und ihre drei Kinder Rolf, Beate und Hans verlegt.



Helga Treidel/ Helen Carey

„Bei meinem letzten Besuch in Koblenz habe ich das Grab meines Großvaters besucht; Schüler hatten es wieder hergerichtet.“
(Helen Carey 2005)

Helga ist das jüngste Kind der jüdischen Eheleute Dr. Isidor und Erna Treidel, geb. Hecht. Der Vater ist Rechtsanwalt, im I. Weltkrieg „Frontkämpfer“ und wird mit dem Eisernen Kreuz II. Klasse ausgezeichnet. Ihre Eltern sind Mitglieder des jüdischen Kulturbundes. Ihre Wohnung in der Mainzer Straße 10a ist ein Treffpunkt von Gästen, die Theater und Dichtung lieben. Die Treidels haben drei Kinder: die 1915 geborene Tochter Lore, den 1918 geborenen Sohn Fritz und die 1923 geborene Tochter Helga. Die drei gehen in Koblenz zur Schule: Fritz in das Kaiser-Wilhelm-Realgymnasium (heute: Eichendorff-Gymnasium) Lore und Helga in die Hildaschule (heute: Hilda-Gymnasium). 1932 verlässt Lore die Schule mit der mittleren Reife.

- April 1933** Vater Treidel bleibt als „Frontkämpfer“ davon verschont, seine Zulassung als jüdischer Rechtsanwalt zu verlieren. Fritz ist wie seine Eltern im Kulturbund.
- 1934** Lore ist inzwischen „Korrespondentin“. Sie sieht keine Perspektive mehr in Deutschland und wandert nach Frankreich aus. Die Gestapo vermutet sie in Palästina.
- September 1935** Im Zuge der „Nürnberger Rassengesetze“, mit denen die Juden auch formal Staatsbürger zweiter Klasse werden, steht Dr. Treidel auf der „Judenliste von Koblenz“. Die Nazis rufen zum Boykott seiner Kanzlei auf. Treidel kämpft mit den Mitteln des Rechts gegen die zunehmende Entrechtung der Juden.
- Ostern 1937** Fritz macht als letzter Schüler an seiner Schule Abitur. Unmittelbar danach verlässt er Deutschland. Er geht nach Genf/Schweiz und studiert an der dortigen Universität Chemie.
- Ostern 1938** Als Helga die Hildaschule verlässt, ist sie die letzte jüdische Schülerin dort.
- 9. November 1938** In der „Reichspogromnacht“ überfallen Männer von SA, NSDAP und Gestapo die Wohnung der Treidels, verwüsten sie und misshandeln den Vater.
- 30. November 1938** Dr. Treidel wird die Zulassung zur Rechtsanwaltschaft entzogen. Er ist jetzt nur noch als „Konsulent“ zur rechtlichen Beratung und Vertretung von Juden zugelassen.
- 21. Juni 1939** Helga flieht mit einem Kindertransport nach London und besucht ein Secretarial-College.
- 27. Juli 1942** Die Großmutter der Kinder, Lina Hecht, wird mit 77 Jahren bei der 4. Deportation von Juden aus Koblenz in das KZ Theresienstadt verschleppt. Ihr Schwiegersohn Isidor Treidel ist „auf jüdischer Seite“ für den Transport verantwortlich.
- 16. Juni 1943** Isidor und Erna Treidel werden von Koblenz aus in das KZ Theresienstadt gebracht.
- 15. Oktober 1944** Unter der Bezeichnung „Arbeiter“ und „Haushalt“ werden die Eltern vom Konzentrationslager Theresienstadt in das Vernichtungslager Auschwitz-Birkenau verschleppt und kurz darauf in den Gaskammern ermordet.

Lore wandert von Frankreich weiter nach Kalifornien/USA. Sie stirbt dort im Jahr 1976. Fritz, inzwischen nennt er sich Fred, übersiedelt nach Frankreich. 2005 lebt er in Paris. Helga nennt sich jetzt Helen, zieht nach dem Krieg nach New York/USA und heiratet dort. Sie studiert Psychologie. Im Jahr 1959 zieht sie mit ihrem Mann nach Nordirland. Helen Carey ist noch bis in die 2000er Jahre Gast beim „Heimatbesuch“ in Koblenz.



Marianne Pincus, geb. Brasch

„Unsere Existenz in England hatte immer den Charakter eines Provisoriums und dessen waren wir uns auch bewusst.“

Marianne ist die jüngere Tochter von Ernst Brasch und seiner Ehefrau Else, geb. Seligsohn. Beide sind liberale Juden. Ihr Vater stammt aus einer Koblenzer Juristenfamilie, ihr Großvater ist Rechtsanwalt mit dem Ehrentitel „Justizrat“. Nach Studium, Referendariat und Heirat wird ihr Vater Beamter. 1920 kommt die ältere Tochter Dorothea, 1924 Marianne zur Welt. Marianne hat eine schöne und behütete Kindheit. Die Familie lebt in Frankfurt am Main. Dort geht sie zur Schule. Ihr Vater ist Regierungsrat beim Finanzamt.

- Anfang 1933** Über die Familie bricht die Katastrophe des Nationalsozialismus herein. Von seinem Chef wegen seiner jüdischen Herkunft tief gekränkt, scheidet ihr Vater aus dem Staatsdienst aus.
- 7. April 1933** Der Vater kann jetzt aufgrund eines neuen Gesetzes nicht mehr Rechtsanwalt werden. Daraufhin nimmt sich die Großmutter mütterlicherseits am folgenden Tag das Leben.
- Juli 1933** Aufgrund des „Arierparagraphen“ des neuen Gesetzes verliert Mariannes Onkel Dr. Walter Brasch seine Zulassung als Rechtsanwalt in Koblenz.
- 1935** Zwei Tage vor Erlass der „Nürnberger Rassengesetze“ resigniert Mariannes Großvater Dr. Isidor Brasch und gibt seine Zulassung als Rechtsanwalt zurück. Im Zuge der neuen Gesetze erhält ihr Onkel Walter ein völliges Berufsverbot. Er emigriert mit seiner Frau Irma und Sohn Peter zunächst ins Elsass, dann nach Amsterdam/Holland.
- 31. Juli 1936** Mariannes Großvater Isidor stirbt. Ihre Großmutter bleibt allein in Koblenz zurück. Marianne besucht das jüdische Gymnasium „Philantropin“ in Frankfurt am Main.
- 10. November 1938** Am Morgen, vor Beginn des Unterrichts, werden die jüdischen Lehrer von Mariannes Gymnasium vor den Augen der Schüler verhaftet. Die Schüler werden nach Hause geschickt. Das ist Mariannes letzter Schultag überhaupt. Auf dem Nachhauseweg sieht sie die Synagogen brennen. Ihr Vater versucht, sich das Leben zu nehmen. Mariannes Mutter und Schwester können ihn noch retten. Die Gestapo führt ihn ab. Mariannes Vater wird mit vielen anderen Juden in das Konzentrationslager Dachau verschleppt. Später erfährt sie, dass ihre Großmutter in Koblenz von SA-Leuten drangsaliert und die Wohnung verwüstet wurde.
- Anfang 1939** Mariannes Vater kommt aus dem KZ frei. Ihre Mutter will, dass die Familie auswandert. Ihr Vater ist aber sehr antriebschwach und unentschlossen.
- April 1939** Marianne gelangt mit einem Kindertransport nach England. Auch ihre Mutter kann einige Monate später dorthin emigrieren. Schwester Dorothea reist noch später zu ihrem zuvor in die USA ausgewanderten Ehemann aus.
- 21. Oktober 1941** Der allein in Frankfurt zurückgebliebene Vater entscheidet sich angesichts der drohenden Deportation „in den Osten“ für den Freitod.
- 19. August 1942** Mariannes Großmutter Emma wird in das Konzentrationslager Theresienstadt verschleppt, von dort in das Vernichtungslager Treblinka transportiert und bei der Ankunft ermordet.
- Februar 1943** Mariannes Onkel Walter und seine beiden Kinder werden aus dem holländischen KZ Westerbork nach Auschwitz-Birkenau verschleppt und dort getötet.
- Januar 1944** Auch seine Frau, Mariannes Tante Irma, wird in Auschwitz-Birkenau ermordet.

Marianne und ihre Mutter überleben in England. Marianne heiratet und hat zwei Töchter. Die Familie zieht in die DDR. Dort ist ihr Mann ein hoher FDJ-Funktionär. 1950 kommt er bei einem Autounfall ums Leben. Marianne studiert in Berlin, promoviert und wird Lehrerin. Bald kehrt sie an die Universität zurück und ist Dozentin in der Lehrerbildung. Sie heiratet ein zweites Mal und hat einen Sohn. Marianne Pincus lebt in Ostberlin.



Günter Stern/ Joe Stirling

„Keine Tränen bis er weg ist.“
(Günters Vater zur Mutter beim Abschied)

Joe Stirling kommt am 18. Oktober 1924 in Nickenich, Kreis Mayen-Koblenz, als Günter Stern zur Welt. Sein Vater Alfred und seine Mutter Ida, geborene Salomon, sind Juden, geboren in Meudt bzw. in Kettig. Der Vater ist Viehhändler und „inoffizieller“ Tierarzt in Nickenich.

- 1933** Günter ist das einzige jüdische Kind in der Schule. Nach der Machtübernahme der Nazis ziehen sich seine Freunde und Schulkameraden von ihm zurück. Bald ist Günter isoliert.
- 10. November 1938** Im Zuge der Novemberpogrome wird Günters Vater in das Konzentrationslager Dachau verschleppt. Günter wird aus der Schule nach Hause geschickt. Es ist für ihn – wie für jüdische Schüler überhaupt – der allerletzte Schultag. Seine Mutter sieht für ihn und sich keine Perspektive auf dem Land und zieht mit ihm zu ihrem Vater nach Koblenz-Lützel.
- Ende 1938** Günters Vater kommt aus dem KZ Dachau frei.
- Juni 1939** Zur Untätigkeit verdammt, hält es Günter nicht mehr zu Hause. Er macht sich allein und ohne Hilfe zu Fuß auf den Weg nach England. In Holland rät ihm ein Polizist, beim englischen Flüchtlings-Komitee ein Visum für die britische Insel zu beantragen.
- Juli 1939** Als der Antrag abgelehnt wird, kehrt er nach Deutschland zurück. Von hier aus verfolgt er seinen Ausreisepfad weiter. Es gelingt ihm, einen Platz in einem offiziellen Kindertransport zu erhalten. Auch die Pflegefamilie steht schon fest, eine Familie Free in Birmingham. Eine Woche später sitzt Günter in einem Sonderzug nach England. Wie alle Kinder hat auch er nichts bei sich als einen Koffer, eine Reichsmark und ein Foto – das Hochzeitsbild seiner Eltern von 1922. Seine Eltern stehen auf dem Bahnsteig und sagen ihm Lebewohl. Das letzte, was er hört, ist sein Vater, der zur Mutter sagt: „Keine Tränen bis er weg ist!“
- Sommer 1939** Günter wird bei seinen Pflegeeltern herzlich aufgenommen. Seine Pflegemutter hat jüdische Wurzeln. Sie ist wie ihr Mann Absolventin der Universität von Oxford. Sie haben eine acht Jahre alte Tochter. Zunächst hält er durch die Post engen Kontakt zu seinen Eltern.
- September 1939** Günter besucht die „Grammar School“ in Birmingham. Das ist eine große Umstellung, er beißt sich aber durch. Der Briefkontakt zu seinen Eltern wird schwieriger und spärlicher.
- März 1942** Im letzten Brief der Eltern liest er, dass sie in dem von Deutschland besetzten Polen angesiedelt werden sollen; sie würden sich wieder melden, wenn sie dort angekommen sind. Günter erhält nie mehr eine Nachricht von ihnen. Nach dem Krieg erfährt er, dass seine Eltern mit der 1. Deportation von Juden aus Koblenz und Umgebung am 22. März 1942 nach Izbica bei Lublin im Generalgouvernement deportiert und dann aller Voraussicht nach einige Wochen später in einem Vernichtungslager dort – wohl in Sobibor – ermordet wurden.
- In England ist Günter sicher, macht dort sein Abitur und meldet sich freiwillig zum Militär. Zum eigenen Schutz ändert er seinen Namen, erst den Nachnamen und dann auch den Vornamen. Er ist jetzt Joe Stirling.
- Nach dem Krieg heiratet Joe und hat vier Kinder. Er engagiert sich in der Labour-Party und ist Parteivertreter mehrerer Wahlkreise. Bald gründet er zusammen mit seiner Frau das Reisebüro „Stirling Holidays“. Das Geschäft floriert. Die Familie zieht nach Norwich und Joe wird 1975 im Ehrenamt zum dortigen Sheriff ernannt. Noch im hohen Alter stellt er sich als Zeitzeuge in Schulen zur Verfügung und berichtet über sein Leben in Deutschland, über den Kindertransport und sein zweites Leben in England.
- In Koblenz erinnern heute zwei „Stolpersteine“ an seine Eltern Alfred und Ida Stern.



Margot und Rudolf Kahn

„Wir alle lebten ständig in Angst.“

Margot und Rudolf (Rudi) sind die Kinder von Wilhelm und Jenny Kahn, geb. Salomon. Die jüdischen Eltern stammen aus der Osteifel, der Vater aus Kottenheim, die Mutter aus Kruft. Wilhelm Kahn, im Ersten Weltkrieg als Unteroffizier schwer verwundet, betreibt in Koblenz ein Großhandels-geschäft für Mehl. Margot, Jahrgang 1920, und Rudi, geboren 1922, gehen in Koblenz zur Schule.

- 1. April 1933** Im Zuge des sogenannten „Judenboykotts“ verliert der Vater immer mehr Kunden. Die „arischen“ Bäcker haben Angst, mit Juden die Geschäftsbeziehungen aufrecht zu erhalten.
- 1934/35** Vater Wilhelm muss das Geschäft aufgeben.
- 1937** Mutter Jenny erhält eine Konzession für einen Gastbetrieb, sie wird aber zurückgenommen. Margot ist eine gute Schülerin. Ihre Leistungen an der Ursulinenschule in Koblenz lassen infolge der Diskriminierungen und Schikanen, die sie, ihre Eltern und viele andere Juden erleben müssen, nach. Sie gibt aber nicht auf, ist in der Oberprima (13. Klasse) und will ihr Abitur machen. Rudi ist in Frankfurt am Main auf einer Technikerschule.
- 10. November 1938** Morgens um 6.00 Uhr stürmen SA-Leute die Wohnung der Kahns in Koblenz. Mit Äxten zertrümmern sie Spiegel, Bilder und Möbel; nur wenige Teller bleiben verschont. Margot, ihre Eltern und ein zufällig anwesender Freund der Familie werden auf die Straße gezerrt und zur Gestapozentrale in Koblenz gebracht. Margot und ihre Mutter werden bald wieder freigelassen. Die Männer bleiben in Haft. Ein jüdischer Nachbar, der die Zerstörungen und Verhaftungen mitbekommt, erleidet einen Herzschlag und ist sofort tot. Spätabends kommt ihr Bruder Rudi aus Frankfurt. Aus Angst, ebenfalls verhaftet zu werden, hat er den Hut tief ins Gesicht gezogen; er hat nur das Nötigste dabei.
- 11. November 1938** Als Margot zur Schule gehen will, wird sie wieder nach Hause geschickt. Das ist ihr aller-letzter Schultag – drei Monate vor dem Abitur.
- 15. November 1938** Vater Wilhelm wird von der Gestapo entlassen, weil er „Frontkämpfer“ im I. Weltkrieg war und Träger des Eisernen Kreuzes ist.
- März 1939** Margot reist mithilfe der Organisation „Domestic Permit“ nach England aus. Sie arbeitet in London eine Zeitlang als Dienstmädchen und als „Mothers Helper“.
- Juni 1939** Rudi flieht mit einem Kindertransport nach England und kommt ebenfalls nach London. Über Holland, die USA und sogar über Südamerika halten die Kahns Briefkontakt.
- 22. März 1942** Die Eltern Wilhelm und Jenny Kahn werden mit der 1. Deportation von Koblenz aus nach Izbica bei Lublin im Generalgouvernement verschleppt.
- 22. April 1942** Das letzte Lebenszeichen ist eine Karte der Eltern aus Izbica: „Liebste Kinder! ... Sind gesund. Ersehnen nur Eurer Wiedersehen. Herzlichste Grüße, Küsse.“ Die Eltern werden bald darauf in ein Vernichtungslager im Osten – Sobibor oder Belzec – weiter verschleppt und dort noch am Tag der Ankunft mit Giftgas ermordet.

Margot wird in England Krankenschwester. 1947 übersiedelt sie in die USA. Dort heiratet sie 1948 einen deutschen Juden. Die Eheleute haben zwei Mädchen. Rudi baut nach dem Krieg einen Gebrauchtwagenhandel auf. Seit 1949 besucht er immer wieder Koblenz. Zum letzten Mal ist er im Rahmen des „Heimatbesuchs“ jüdischer ehemaliger Koblenzer 2006 in seiner Geburtsstadt. Er stirbt im selben Jahr in London. In Koblenz erinnern zwei „Stolpersteine“ an die Eltern Wilhelm und Jenny Kahn.



Irene Futter, geb. Schönewald

„Bin gesund, hoffe, Zeit zu überwinden.
Habe große Sehnsucht ... Euer Wohlergehen setze voraus.“
(Mutter Berta Schönewald am 12. April 1942
nach ihrer Deportation nach Izbica an den Sohn Jakob)

Irene Schönewald ist das jüngste Kind der Eheleute Hermann und Bertha Schönewald, geb. Goldstein. Die Familie zieht um 1910 von Dortmund nach Koblenz. 1908 kommt der Sohn Jakob zur Welt, die ältere Tochter Charlotte wird 1910 in Koblenz geboren, die jüngere Irene 1926. Die Familie ist jüdisch. Vater Hermann stirbt schon 1927. Die Witwe Schönewald lebt mit ihren drei Kindern in räumlich und finanziell sehr beengten Verhältnissen in Koblenz. Sie legt aber auf die Ausbildung ihrer Kinder großen Wert. Beim Tod des Vaters hat Sohn Jakob am Kaiser-Wilhelm-Realgymnasium (heute: Eichendorff-Gymnasium) sein Abitur abgelegt und beginnt mit dem Studium der Rechtswissenschaften in Bonn. Die Schwestern besuchen die Hildaschule (heute: Hilda-Gymnasium) in Koblenz.

- April/Mai 1933** Jakob ist nach dem bestandenen 1. juristischen Staatsexamen Gerichtsreferendar. Am 7. April 1933 ergeht das „Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums“. Es ordnet an, dass Beamte „nichtarischer Abstammung“ in den Ruhestand zu versetzen sind. Einen Monat später ergeht die Verfügung des preußischen Justizministers, dass das Gesetz auch für Referendare gilt.
 - Juni 1933** Jakob emigriert nach Holland.
 - Juni 1935** Jakob und seine jüdische Frau, die er in Amsterdam geheiratet hat, wandern nach Palästina aus und lassen sich in Tel Aviv nieder.
 - November 1936** Charlotte heiratet den kaufmännischen Angestellten und Versicherungsvertreter Max Hein. Aus der Ehe geht die 1937 geborene Tochter Doris hervor.
 - 9./10. November 1938** Im Morgengrauen dringen mehrere uniformierte Männer in die kleine Wohnung der Schönewalds ein und verwüsten sie. Am Tag darauf wird Irene als Jüdin der Schule verwiesen. Es ist ihr allerletzter Schultag. Charlotte bekommt eine Lungenentzündung und verliert ihre Sprache für über ein Jahr.
 - Mai 1939** Irene kann mit einem Kindertransport von Koblenz aus nach England auswandern.
 - August 1939** Auch Charlotte und ihrer Familie gelingt die Flucht nach England. Charlotte reist mit einem Visum aus, das sie schon vor ihrer Krankheit erhalten hat.
 - 1940** Nach einem Sanatoriumsaufenthalt kann Charlotte weiter nach Chicago/USA emigrieren.
 - 22. März 1942** Die allein in Koblenz verbliebene Mutter Bertha wird mit der 1. Deportation der Juden aus Koblenz mit 337 anderen in das Generalgouvernement nach Izbica bei Lublin verschleppt.
 - 12. April 1942** Von Izbica aus schreibt sie noch eine Karte an ihren Sohn Jakob: „Bin gesund, hoffe, Zeit zu überwinden. Habe große Sehnsucht ... Euer Wohlergehen setze voraus.“ Einige Wochen später wird sie mit anderen Juden in einem Vernichtungslager – Sobibor oder Belzec – mit Giftgas ermordet.
- Alle drei Kinder überleben den Holocaust. Jakob ist Versicherungsagent und wohnt mit seiner Frau und ihrem gemeinsamen Sohn in Tel Aviv. Er stirbt Anfang der 1980er Jahre. Charlotte lebt in Chicago, Irene in London. Beide kommen während des „Heimatbesuchs“ des Öfteren nach Koblenz. Charlotte stirbt 1996. Für ihre Mutter Bertha ist in Koblenz ein „Stolperstein“ verlegt.



Hugo Salzmann junior

„Au revoir, Hugo, et bonne chance.“
(Ein französischer Bauer im April 1941)

Hugo wird am 2. November 1932 als Sohn des Metaldrehers Hugo Salzmann und dessen Ehefrau Julianna, geb. Sternad, in Bad Kreuznach geboren. Seit Anfang der 1920er Jahre ist sein Vater gewerkschaftlich und politisch aktiv. Erst gründet er in Kreuznach die kommunistische Jugend, dann ist er in seiner Firma Betriebsratsvorsitzender, 2. Vorsitzender der KPD-Ortsgruppe Bad Kreuznach und seit 1929 KPD-Stadtverordneter. Sein Vater ist entschiedener Gegner der NSDAP und organisiert Veranstaltungen gegen die Nazis. Der NSDAP-Kreisleiter sagt öffentlich und wiederholt: „Die Kugel für Hugo Salzmann ist schon gegossen.“

- März 1933** Nach dem Reichstagsbrand am 27. Februar 1933 wird Hugos Vater als KPD-Funktionär in Bad Kreuznach gesucht. Auf Plakaten der SA heißt es: „Tot oder lebendig“. Er taucht unter.
- April 1933** Der Vater flieht in das noch unter Verwaltung des Völkerbundes stehende Saargebiet. Seine Frau und Hugo jr. werden drangsaliert. Hugos Mutter flieht mit ihm in das Saargebiet.
- Juni 1933** Beide wandern weiter zum Ehemann und Vater nach Paris. Die Salzmanns leben dort einige Jahre illegal und in ärmlichen Verhältnissen.
- 1935** Hugos Vater arbeitet in der KPD-Emigrationsleitung als Literaturobmann, vervielfältigt und vertreibt antifaschistische Literatur und Zeitungen. Seine Mutter arbeitet zeitweise als Haushaltshilfe. Hugo jr. kommt im Sommer für 1½ Jahre in die Schweiz zu Pflegefamilien.
- September 1938** Die ganze Familie Salzmann wird ausgebürgert, auch Hugo jr. Sie sind jetzt staatenlos.
- 1. September 1939** Bei Ausbruch des II. Weltkrieges wird der Vater von der französischen Polizei festgenommen und in dem südfranzösischen Konzentrationslager Le Vernet interniert. Hugo und seine Mutter leben illegal in Frankreich und tauchen unter.
- November 1940** Die Gestapo spürt die beiden bei einer französischen Familie auf. Die Frau der Familie wird als Geisel verhaftet. Hugos Mutter stellt sich sofort der Gestapo. Bevor sie verhaftet wird, schaltet sie Freunde ein, damit Hugo gerettet wird. Hugo kommt mit acht Jahren zu fremden Bauersleuten. Es beginnt für ihn eine schlimme, lieblose Zeit.
- Februar 1941** Seine Mutter wird nach Deutschland verschleppt und kommt in das Gefängnis von Koblenz.
- April 1941** Die Mutter bewirkt, dass Hugo mit Hilfe der deutschen Rückwanderungsstelle und des Roten Kreuzes zu ihrer Familie in die Steiermark gelangt. Der französische Bauer reicht Hugo auf dem Bahnsteig zum ersten Mal die Hand und sagt: „Au revoir, Hugo, et bonne chance.“
- Februar 1942** Hugos Mutter wird von Koblenz in das Frauen-KZ Ravensbrück verschleppt. Zehn Tage später wird sein Vater von der Gestapo aus Frankreich in das Koblenzer Gefängnis transportiert. Hugo wächst in der Steiermark bei seiner Tante Ernestine auf.
- 4. März 1943** Sein Vater wird vom Volksgerichtshof wegen Hochverrats zu acht Jahren Zuchthaus verurteilt.
- 5./6. Dezember 1944** Seine Mutter stirbt resigniert und entkräftet im Frauen-KZ Ravensbrück.

Hugo kehrt 1948 zu seinem Vater nach Bad Kreuznach zurück. Er ist durch den Verlust seiner Mutter und seine Heimatlosigkeit traumatisiert. Sein Vater hat inzwischen wieder geheiratet und eine Tochter ist geboren. Hugo findet keinen Platz in der ihm fremden Familie. 1953 zieht er in die DDR, hat auch da seine Probleme. Er findet das private Glück in der Ehe. Ein Sohn wird geboren, er ist schwer behindert. Unter großen Mühen gelingt es Hugo 1965, mit seiner Familie aus der DDR auszureisen. Er schlägt sich mit seiner Frau und zwei Söhnen in der Steiermark durch. Sein behinderter Sohn stirbt nach jahrzehntelanger Pflege. Hugo und seine Familie leben in Graz. Das Buch von Erich Hackl „Familie Salzmann“ setzt Hugos Mutter Julianna ein Denkmal.



AUSSTELLUNG

JÜDISCHE PORTRAITS

FOTOGRAFIEN VON HERLINDE KOELBL

VOM 22. JANUAR BIS 20. FEBRUAR 2014
IM LANDTAG RHEINLAND-PFALZ



BEGRÜSSUNG

LANDTAGSPRÄSIDENT JOACHIM MERTES

Meine Damen und Herren,

in einigen Tagen, am 27. Januar, werden 69 Jahre vergangen sein, seit die Rote Armee das Vernichtungslager Auschwitz befreite. Die Zeit, die unser Heute von jenem Gestern trennt, beginnt unweigerlich die Spanne eines menschlichen Lebens zu übersteigen. Der Dialog und die Begegnung mit denen, die Zeugnis ablegen können, indem sie uns aus ihrem Leben erzählen, wird dann nicht mehr möglich sein. Das ist ein Verlust, den wir spüren werden.

Dann wird sich zeigen, ob es gelungen ist, den Erinnerungen der Zeitzeugen einen lebendigen und nachwirkenden Raum im Gedächtnis unserer Kultur zu geben. Es wird sich zeigen, ob wir

Nachgeborenen jetzt und hier unserer Verantwortung haben gerecht werden können. Der Verantwortung, zuzuhören, zu fragen, aufzuzeichnen und zu bewahren, damit auch kommende Generationen nicht vergessen werden, was niemals vergessen werden darf.

Die Fotografin Herlinde Koelbl hat sich dieser Verantwortung gestellt. Zwischen 1986 und 1989 hat sie 80 jüdische, deutschsprachige Überlebende der Shoah aufgesucht, porträtiert und interviewt. Sie suchte einzigartige Menschen auf. Menschen, die in ihrem Leben besondere und unverwechselbare Leistungen vollbracht haben: Schriftsteller, Wissenschaftler, Philosophen, Künstler, Intellektuelle. Es sind weithin bekannte Gesichter darunter. Viele der Porträtierten haben das kulturelle und politische Leben der Bundesrepublik jahrzehntelang mitgeprägt. Eine Auswahl von 26 dieser 80 eindrucksvollen Porträts sehen sie heute hier in der Lobby des Landtages.

Meine Damen und Herren,
ich begrüße sie alle zur Eröffnung der Wanderausstellung „Jüdische Porträts“ der Stiftung Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland. Als Vertreterin der Stiftung ist heute Frau Dr. Iris Benner aus Bonn zu uns gekommen. Sie wird uns im Anschluss eine Einführung in die spannende Arbeit von Herlinde Koelbl geben. Herzlich Willkommen, Frau Dr. Benner!

Bereits im Jahr 2010 haben wir hier im Landtag die Ausstellung „Damals in der DDR. 20 Geschichten aus 40 Jahren“ der Stiftung Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland gezeigt. Für diese erneute, gute Zusammenarbeit möchte ich mich noch einmal ausdrücklich bedanken.

Seit vielen Jahren ist es ein besonderes Anliegen des Mainzer Landtages, einen aktiven Beitrag zum Gedenken an die Opfer des Nationalsozialismus zu leisten. Auch in diesem Jahr begleiten wir den 27. Januar, den Tag zum Gedenken an die Opfer des

Nationalsozialismus, mit zahlreichen Veranstaltungen. So haben Sie im Foyer unseres Hauses vielleicht bereits die Ausstellung über das Schicksal verfolgter Kinder und Jugendlicher gesehen, die durch die sogenannten Kindertransporte aus Deutschland fliehen konnten. Oft um den Preis einer endgültigen Trennung von ihren Eltern, die später in den Konzentrations- und Vernichtungslagern ermordet wurden.

Zu der zentralen Gedenkfeier wird der Landtag in fünf Tagen zusammenkommen, um dem Zeitzeugen Heinz Hesdörffer zuzuhören. Er verbrachte seine Kindheit in Bad Kreuznach. Er floh vor den Nationalsozialisten nach Holland und musste dann doch die Schrecken der Konzentrations- und Vernichtungslager miterleben.

Möglich ist dieses Gedenken nur durch das große Engagement einer Vielzahl von Menschen. Von Seiten der Abgeordneten im Mainzer Landtag sind dies insbesondere die Mitglieder der Arbeitsgruppe „Gedenktag 27. Januar“ Herr Fuhr, Herr Günther und Herr Wiechmann, die ich herzlich begrüße.

Mein Dank gilt auch dem Bürgerbeauftragten Dieter Burgard, der als Vorsitzender der Landesarbeitsgemeinschaft der Gedenkstätten und Erinnerungsinitiativen zur NS-Zeit in Rheinland-Pfalz eine unverzichtbare Arbeit leistet. Willkommen Herr Burgard!

Meine Damen und Herren,
Die Bilder ringsum zeigen auch: Das Gespräch mit Zeitzeugen der Shoah ist fragil und leicht verletzbar. Es gelingt nur unter bestimmten Bedingungen. Von dem, der spricht, verlangt es ohne jeden Zweifel Mut. Von denen, die zuhören verlangt es Zurückhaltung im Urteilen, Offenheit und Sensibilität.

Herlinde Koelbl hat einen Weg gefunden diesen Dialog mit den Zeitzeugen zu gestalten. Beim Betrachten der Bilder finde ich: es ist ein Weg, der gelungen ist. Ihre fotografischen Aufnahmen

und Interviews sind Annäherungen, die sicht- und hörbar machen, was sich im Alltag sonst nicht zeigt. Die Bilder von Herlinde Koelbl machen mir Mut, dass die Erinnerung an eine Zeit, die geprägt gewesen ist von Inhumanität und Hass, nicht verloren gehen wird. In ihren Porträts gelingt es ihr, zu dem Wesentlichen einer Person vorzudringen – und es gelten zu lassen.

Diese Haltung soll uns Vorbild sein für den Dialog mit den Zeitzeugen der Shoah. Lassen Sie uns diesen Dialog suchen, wo immer er noch möglich ist. Und lassen sie uns aus diesen Gesprächen die Maßstäbe für unser eigenes Handeln gewinnen. In diesem Sinne wünsche ich der Ausstellung einen guten Erfolg!



EINFÜHRUNG IN DIE AUSSTELLUNG

DR. IRIS BENNER

STIFTUNG HAUS DER GESCHICHTE

DER BUNDESREPUBLIK DEUTSCHLAND

Das Haus der Geschichte in Bonn, das viele von Ihnen wahrscheinlich von einem Besuch kennen, präsentiert deutsche Zeitgeschichte vom Ende des Zweiten Weltkriegs bis in die Gegenwart. Neben unserer Dauerausstellung und einem dichten Programm von Wechselausstellungen erarbeiten wir auch regelmäßig Wanderausstellungen, die verschiedene Themen der deutschen Zeitgeschichte ergänzen und vertiefen. Die Wanderausstellungen ermöglichen es uns, über die drei Standorte – Bonn, Leipzig und Berlin – hinaus, zeitgeschichtliche Inhalte an unterschiedlichsten Plätzen zu präsentieren. Von Helgoland bis an den Bodensee, vom Saarland bis Frankfurt an der Oder sowie an zahlreichen Standorten im benachbarten Ausland wer-

den immer wieder Wanderausstellungen der Stiftung Haus der Geschichte gezeigt.

Und nun also auch im rheinlandpfälzischen Landtag, was uns besonders freut. Sie haben sich in Ihrer Reihe von „Veranstaltungen zum Tag des Gedenkens an die Opfer des Nationalsozialismus“ zur Präsentation unserer Ausstellung „Jüdische Porträts – Fotografien von Herlinde Koelbl“ entschieden.

Die Fotografie spielt bei all unseren Ausstellungen eine wichtige Rolle. Manchmal wird sie vorrangig als Inszenierungsmittel verwendet und bildet effektiv Blickachsen. Sie kann aber auch geschichtliches Beweismittel sowie Illustration zu Ereignissen und Persönlichkeiten sein oder sie kann dazu dienen, dreidimensionale Objekte in einen historischen Kontext zu stellen. Unabhängig von der jeweiligen Funktion in einer Ausstellung ist festzustellen, dass sie den Betrachter fast immer unmittelbar emotional anspricht.

Die Fähigkeit, sich einen direkten Zugang zu unseren Gefühlen zu verschaffen, erhält die Fotografie nicht zuletzt aufgrund ihres Wahrheitsanspruchs. Auch wenn wir wissen, dass Bilder nicht selten instrumentalisiert und manipuliert werden, ist die Magie der unmittelbaren Wirklichkeitsabbildung unauslöschlich. In jeder Fotografie tritt uns ein Abbild der Welt entgegen und fordert eine Reaktion heraus. Dies gilt insbesondere für die Porträtfotografie, bei der uns ein Mensch vis-à-vis gegenübersteht.

Daher hat die Stiftung Haus der Geschichte im Jahr 2012 auch sofort die Gelegenheit ergriffen, unter dem Titel „Spurenlese“ eine große Sonderausstellung mit dem Oeuvre von Herlinde Koelbl zu zeigen. Die Werkschau dieser international renommierten Fotografin und Filmemacherin besuchten in Bonn fast 90 Tausend Menschen. Sie präsentierte einen Querschnitt durch das Werk der Künstlerin, die einem breiteren Publikum erstmals mit ihrem Blick in deutsche Wohnzimmer bekannt wurde.

In dieser Werkreihe fand sie zu ihrer persönlichen Bildsprache, indem sie die Stilmittel des Porträts, der Dokumentarfotografie und der schriftlichen Reportage vereinte. Sie fotografierte Menschen in ihren Wohnzimmern und gab dazu deren Statements zu ihrer jeweiligen Lebenssituation wieder. Hier zeigten sich schon Herlinde Koelbls besondere Fähigkeiten: ein zielsicherer Blick für den richtigen fotografischen Moment und Bildausschnitt sowie ein großes Gespür für die entscheidenden Interviewfragen, die den Porträtierten als Individuum offenbaren. Durch ihre Arbeitsweise kann der Betrachter zum Dargestellten eine große Nähe empfinden, ohne jedoch Distanzlosigkeit oder gar Voyeurismus aufkommen zu lassen.

Ebenso eindrucksvoll und erfolgreich porträtierte Herlinde Koelbl in ihrer Werkgruppe „Spuren der Macht“ führende Köpfe aus Politik, Wirtschaft und Medien. Über einen Zeitraum von fast zwanzig Jahren fotografierte sie z. B. Gerhard Schröder, Joschka Fischer oder Angela Merkel und hielt nicht nur deren physiognomische Veränderungen, sondern auch prägnante Sätze aus den parallel entstandenen Interviews fest.

„Einen Menschen zu fotografieren, ist die größte Herausforderung, die es gibt, weil man nie weiß, in welcher Stimmung er ist, wie ... man den Weg zueinander [findet].“ So beschreibt Herlinde Koelbl Ziel und Motivation ihrer Arbeit.

1939 in Lindau am Bodensee geboren, wandte sich die gelernte Modedesignerin erst mit Mitte 30 der Fotografie zu. „Ich bin“, so Koelbl, „sozusagen von der Hausfrau – ich hatte ja vier Kinder – da hinein gesprungen, ohne Vorbilder. Und das ist vielleicht auch ein Vorteil. Wenn Sie einen guten Meister haben, sei es in der Fotografie, Malerei oder Musik, brauchen sie eine Weile, um ihn wieder abzuschütteln. Er hat sie geprägt. Ich musste niemanden abschütteln, nur meine eigene Handschrift finden.“ Und das ist ihr schnell gelungen. Ihre spielenden Kinder gehörten zu ihren ersten Motiven. Sie fotografierte sie so unmittelbar und zugleich

so kunstvoll, dass diese Charakterstudien auffielen. Bald dehnte sie ihren fotografischen Blick auf gesellschaftliche und politische Ereignisse aus.

Als Autodidaktin veröffentlichte sie ihre Bilder seit Ende der 1970er Jahre in großen deutschen und ausländischen Zeitungen und Magazinen. Neben Auftragsarbeiten realisiert Koelbl bald eigene Projekte. In langfristig angelegten Fotoserien, die oftmals durch Interviews ergänzt werden, hält sie Menschen im Kontext sozialer, historischer und politischer Prozesse fest und entwirft damit ein Porträt unserer Gesellschaft.

In ihrer Serie „Kleider machen Leute“ von 2012 holte sie z. B. einzelne Personen in ihrer Berufskleidung und im Freizeitlook vor die Kamera, um der Frage nachzugehen, ob und wie das Tragen einer Uniform einen Menschen verändert. Mit ihren Arbeiten ist sie eine Chronistin und Analytikerin ihrer Zeit geworden. In all ihren Projekten offenbart sie sich als mitfühlende, zugewandte Menschenkennerin. Koelbl geht es nicht um das Bild eines Menschen, sondern sie sucht das Wesen des Menschen.

„Menschen sind unberechenbar“, antwortete Herlinde Koelbl einmal auf die Frage, warum sie keine Berge oder Landschaften fotografiere. „Ich interessiere mich für Menschen. Aber es muss weitergehen als (nur) unter die Oberfläche“. Koelbl besitzt die Fähigkeit, auf ihr Gegenüber zuzugehen, so in den Menschen hineinzuhören, dass er sich öffnet und sie hinter seine Fassade blicken lässt. „Um das zu erreichen“, sagt sie, „ist es wichtig, dass man sich auf sie einlässt, vorher Gespräche führt, die Menschen und ihre Signale wahrnimmt.“

Neben ihrem fotografischen Werk und ihren zahlreichen Buchveröffentlichungen produziert Herlinde Koelbl Dokumentarfilme zu verwandten Themen und macht Regie- und Videoarbeiten. Die Fotografin hat Gastprofessuren in Hamburg, Sydney und Wien übernommen und ist mit renommierten Preisen und Auszeich-

nungen, wie dem Dr. Erich-Salomon-Preis (2001), geehrt worden. Heute lebt und arbeitet Herlinde Koelbl in Neuried bei München.

Die Ausstellung „Jüdische Porträts“ ist ein Auszug aus den Porträts prominenter deutsch-jüdischer Persönlichkeiten, die Herlinde Koelbl im Zeitraum von 1986 bis 1989 in Europa, Amerika und Israel besucht, fotografiert und interviewt hat. Vier Jahre porträtierte sie Menschen mit jüdischer Herkunft, die vor der Zeit des Nationalsozialismus im deutschsprachigen Raum aufwuchsen und lebten und die den Völkermord überlebt haben.

Der Älteste war zum Zeitpunkt des Porträts 94 Jahre alt, der Jüngste 70. Die meisten von ihnen sind mittlerweile verstorben. Zu den Dargestellten gehören etwa der Soziologe Norbert Elias, der Historiker Fritz Stern, der Literaturkritiker Marcel Reich-Ranicki, der Theatermacher Georges Tabori, der ehemalige österreichische Bundeskanzler Bruno Kreisky, der Filmproduzent Artur Brauner und der Philosoph Karl Popper.

Die Stiftung Haus der Geschichte hat aus der 80 Aufnahmen umfassenden Serie 42 für die Sammlung angekauft und hieraus – in Abstimmung mit Herlinde Koelbl – 26 für diese Ausstellung ausgewählt.

Kriterien hierfür waren: zum einen sollte sich die von der Fotografin intendierte „Mischung“ wiederfinden – also Persönlichkeiten aus Kultur, Politik und Wissenschaft zu zeigen (vom Schriftsteller, Journalisten und Lyriker über Psychologen, Philosophen und Politiker zum Musiker, Filmproduzenten und Schauspieler). Zum anderen spielte der Bekanntheitsgrad der Dargestellten eine Rolle, so dass diese Ausstellung ein möglichst breites Publikum ansprechen kann.

In der Ausstellung sehen wir nun also 26 Gesichter – von den Spuren des Lebens und des Geistes gezeichnet. „Weil die Gesichter so viel über das Leben und das Schicksal der Menschen

erzählen“, erläuterte Koelbl, habe sie sich für das klassische Porträt entschieden.

Traditionell war das Bildnis für den Künstler in früherer Zeit allerdings meist eher eine Auftragsarbeit. Bereits in der Antike und dann verstärkt seit der Renaissance haben wohlhabende Menschen Künstler beauftragt, ihr Konterfei mehr oder weniger idealisiert darzustellen. Immer ging es dabei um Repräsentation und um den Luxus, scheinbar der Vergänglichkeit zu entgehen und ewig in Erinnerung zu bleiben.

Erst mit der Erfindung der Fotografie erlebt das Porträt eine Demokratisierung und wird für jedermann zugänglich. Heute - im Zeitalter der Handyfotografie - ist ein Bildnis so inflationär leicht zu erzeugen, dass sich viele sogar mühsam versuchen, davor zu schützen, zu häufig abgebildet zu werden.

Wenn sich Herlinde Koelbl also für die Kunstgattung der Porträtfotografie entscheidet, trägt sie eine lange Traditionslinie mit sich, die sie aber bewusst aufbricht. Bei ihren Porträts gibt es keinen Auftraggeber, der Einfluss nehmen, idealisieren oder eine Tendenz vorgeben könnte. Herlinde Koelbl sucht sich ihre Themen und ihr Gegenüber selbst.

Im Falle der Jüdischen Portraits wählte sie Persönlichkeiten aus dem deutschsprachigen Kulturkreis, die die deutsche Kultur geprägt haben und auch von ihr geprägt worden sind. „Ich wollte zeigen, was Deutschland verloren hat“, begründete Herlinde Koelbl die Intention ihres Projekts, das sie als ihr wichtigstes bezeichnet.

Die Aufnahmen entstanden im Rahmen langer Gespräche, die Koelbl mit den Dargestellten führte. In voller Länge sind sie in dem zugehörigen Buch nachzulesen, dessen Lektüre ich Ihnen hiermit ans Herz legen möchte. Bei den Porträts griff die Foto-



gräfin nicht inszenierend ein, sondern überließ es den Dargestellten, in welcher Haltung, vor welchem Hintergrund und mit welchem Gesichtsausdruck sie sich präsentierten. Daher sagen die Bildnisse auch so viel über die Porträtierten aus: Wie sehen sie sich selbst? Welche Charaktere drücken sich in Körperhaltung und Gesichtsausdruck aus? Wie haben sich die persönlichen Geschichten in die Gesichter, in Mimik und Gestik eingepreßt?

Doch zufällig und spontan sind die Bildnisse trotz allem Verzicht auf Inszenierung dann doch nicht entstanden. Sie sind eindeutig keine Schnappschüsse. Das zeigen die kunstvolle Lichtregie, der mit Bedacht ausgewählte Bildausschnitt oder der jene Unmittelbarkeit erzeugende Blickwinkel. Die Künstlerin gab jedem Bild ein individuelles Gepräge und fügte ihm eine eigene Interpretation hinzu. Erst dadurch werden die Fotografien zu jenen eindringlichen Kunstwerken, die mit uns zu kommunizieren scheinen. Es spricht für Koelbls Meisterschaft, dass diese Inszenierungstechniken dem Betrachter nicht sofort ersichtlich werden.



Ida Ehre, Schauspielerin und Regisseurin, schaut über ihre Kaffeetasse hinweg, der Historiker Fritz Stern sieht den Betrachter fast heiter an, während der Politiker und Journalist Uri Avneri eher melancholisch durch ihn hindurchblickt.

„Ein gutes Foto“, sagt Herlinde Koelbl, „muss Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft in sich tragen, es muss über den Moment hinausweisen, in dem es entstanden ist.“

Und dies ist der Fotografin bei den „Jüdischen Porträts“ in beeindruckender Weise gelungen. Gestik, Gesichtsausdruck und Körperhaltung spiegeln eine bewegte Vergangenheit, aber auch eine unermüdliche Energie wider.

Neben jedem Porträt findet sich in der Ausstellung eine gleich große Tafel mit biografischen Angaben zum Porträtierten und einem Zitat. Allein diese Inszenierungsidee Herlinde Koelbls - das Nebeneinander der gleich großen Rahmen, wie die zwei Seiten einer Medaille - zeigt schon, dass die Texte hier mehr sind als eine erläuternde Beschriftung. Sie sind gleichwertige Bestandteile der Porträtserie.

Es handelt sich um Auszüge aus den Interviews, die Herlinde Koelbl während ihrer Begegnungen gemacht hat. Im Vorfeld hat sie sich ausführlich mit dem jeweiligen Oeuvre der Personen auseinandergesetzt. Die intensive Beschäftigung mit den Porträtierten ist den Bildern und Interviews anzumerken.

„Wenn ich Menschen porträtiere“, so Koelbl, „dann interessiert mich nicht nur das Äußere, sondern auch ihr Denken.“ In ihren eindringlichen Dialogen stellte Herlinde Koelbl Fragen nach der Kindheit, nach jüdischer Identität und Heimat, der Einstellung zu Israel, nach Antisemitismus, dem Glauben an einen Gott nach den Schrecken von Auschwitz und der besonderen Verantwortung nachfolgender Generationen. Die Antworten auf die gestellten Fragen fallen sehr unterschiedlich aus. Sie sind teils humorvoll, teils abgeklärt, teils von Altersmilde geprägt. Oft sind sie aber auch provokativ. Sie fordern den Betrachter heraus, sich selbst dazu zu positionieren. Sie fordern zum Denken auf. Sie lassen keinen kalt.

Beim Rundgang von Bild zu Bild erfährt der Besucher viel über die subjektiven Erfahrungen und Einstellungen der Persönlichkeiten. Die Worte erhellen das Porträt, sie führen auf den Menschen hin und geben dem Porträtierten in wenigen Sätzen Gestalt. Man erfährt aber, wenn man sich auf den Dialog einlässt, auch sehr viel über sich selbst.

Die Fotografien sind so gehängt (und das entspricht der Intention Koelbls), dass sich in zweifacher Hinsicht ein Dialog entwickelt:

Zum einen scheinen sie mit dem Besucher zu kommunizieren. Er steht den Persönlichkeiten sozusagen auf Augenhöhe gegenüber und verinnerlicht ihre Aussagen. Zum anderen entspinnen sich zwischen ihnen verschiedene Zwiegespräche. Wenn zum Beispiel Uri Avneri sagt „Der Gott, der Auschwitz zugelassen hat, kann nur unmoralisch sein oder gar nicht existieren“, äußert Robert Jungk: „Ich (bin) sehr vom jüdischen Glauben an den Messias

bestimmt. ... er kommt in diese unsere bedrängte Welt, um hier bessere Lebensbedingungen zu schaffen.“

Auf diese Weise sieht der Betrachter nicht nur Bilder, sondern gewinnt über gegensätzliche Ansichten auch für ihn neue Erkenntnisse.

Sein Verhältnis zum Judentum umschreibt der Zukunftsforscher Robert Jungk so: „Es ist eine Art familiäres Gefühl, das verbindet. Und das rührt daher, dass man gemeinsame Leiden durchgemacht hat. Man streitet in der Familie, aber man hat doch das größte Vertrauen zu ihren Mitgliedern.“

An die gemeinsame Leidenserfahrung knüpft auch die Schriftstellerin Grete Weil an: „Ich bin ... überhaupt nicht in der jüdischen Tradition erzogen worden“, stellt sie fest, fügt dann aber hinzu: „Mein Mann ist als Jude umgebracht worden ... Und ich bin als Jüdin verfolgt worden. Das sitzt doch tief ... Man lebt nicht vier Jahre lang unter einer dauernden Todesgefahr, ohne dass einem etwas davon bleibt.“

Mit dem Begriff Heimat verbinden die Porträtierten sehr unterschiedliche Empfindungen. Während der Dirigent Erich Leinsdorf sich bemüht, aufkommende Gefühle für Österreich, das Land, in dem er aufgewachsen ist, zu verdrängen (sonst – so sagt er – „würde ich mich wahrscheinlich erbrechen müssen“), fühlt der in London lebende Schriftsteller Erich Fried eine andauernde innere Verbundenheit mit Österreich. Denn dieses Land habe ihn in seinen entscheidenden Jugendjahren geprägt. „(Ich) werde nie eine andere Heimat haben. England war nicht einmal meine Wahlheimat, sondern nur eine Notlösung.“

Und der im vergangenen Jahr verstorbene Literaturkritiker Marcel Reich-Ranicki spricht von seinem „portativen Vaterland“, das für ihn etwa Goethe, Thomas Mann, Heine und Fontane, Mozart, Beethoven, Schubert und Brahms seien.

Wie sind die Menschen, die uns hier begegnen, mit den Erfahrungen unmenschlichen Leids umgegangen?

„Wenn Sie das Leid nicht transformieren, und das ist wirklich der große Scheideweg, werden Sie böse und bitter. Hass ist ein Bumerang“, sagt die Psychotherapeutin Erika Landau und erzählt auch von der Scham, die sie als Überlebende empfand. „Das Gefühl, zurück auf meine Pritsche im Lager zu gehen, nachdem ich den ganzen Tag gesehen hatte, wie man Leute ins selbst geschaufelte Grab hineinschoss. Das war kein Gefühl der Freude, überlebt zu haben. Das war ein Gefühl der Trauer ... und des Schuldgefühls.“

Von einem sich daraus ableitenden Gefühl der Verpflichtung spricht der Filmproduzent Artur Brauner: „Solange ich lebe, will ich alles, was in meinen Kräften steht, tun, um für die nächsten Jahrzehnte, Jahrhunderte, zu dokumentieren, wie es war und wie es sich nie wiederholen darf.“

Und der Philosoph Emil Fackenheim führt diesen Gedanken weiter, wenn er hervorhebt: „Die deutsche Jugend trägt eine Verantwortung dafür, dass die Zukunft anders wird, als die Vergangenheit war.“

Herlinde Koelbl war tief beeindruckt von den Begegnungen. „Es waren oft berührende Gespräche, die mir bis heute im Gedächtnis geblieben sind“, erinnert sie sich. „Ich habe großen Respekt vor diesen Menschen. Sie hatten eine große Weisheit, waren klug, und bescheiden, obwohl sie zu den Großen der Welt gehörten. Ich war beeindruckt, denn ich hatte Maßstäbe erlebt, die ich vorher in Deutschland nicht erfahren hatte.“ Nicht Verbitterung sei ihr begegnet, erzählt Koelbl, sondern Neugier und Herzlichkeit.

Es ist die besondere Leistung der Künstlerin, dass sie mit ihrer Kamera diese Phänomene nicht nur so eindrücklich eingefangen

hat, sondern aus diesen Gesichtern auch Geschichte hat sprechen lassen.

Und das ist einer der Gründe, weshalb diese Bilder – ungeachtet der Tatsache, dass Koelbl die Serie vor fast 25 Jahren abgeschlossen und erstmals präsentiert hat – eine bleibende Aktualität besitzen. Sie vergegenwärtigen Vergangenheit und Verantwortung in besonderer Weise – und die Verpflichtung zur Erinnerung.

„Wir sind die Letzten“, schrieb der Dichter Hans Sahl in einem Gedicht (1973). „Fragt uns aus. Wir sind zuständig.“ Die Jüdischen Porträts - und die zugehörigen Zitate - erzählen auch dann noch ihre Geschichten, wenn es die Generation derer, die sie selbst erlebt haben, bald nicht mehr geben wird. Von den hier gezeigten Personen leben noch vier.

„Es gibt nicht ‚die Deutschen‘ und ‚die Juden‘“, so Koelbl, „deshalb sehen Sie die Interviews zu den Gesichtern. Es gibt Verbindendes und Trennendes“ – es sei eine Schicksalsgemeinschaft.

In diesem Sinne hoffe ich, dass ich Sie mit meiner Einführung neugierig gemacht habe auf die „Jüdischen Porträts“ und wünsche Ihnen nun interessante Begegnungen mit den Bildern.

In der Schriftenreihe des Landtags sind bisher erschienen:

Heft 1

Sondersitzung des Landtags Rheinland-Pfalz
zum Gedenken an die Opfer des Nationalsozialismus
Mainz 1998 (vergriffen)

Heft 2

Privatisierung und parlamentarische Rechte
Mainz 1998 (vergriffen)

Heft 3

„Eure Freiheit ist unsere Freiheit, und unsere Freiheit ist die Eure“
1848 – eine europäische Revolution?
Mainz 1998 (vergriffen)

Heft 4

Parlamentsreform
Bericht der Enquete-Kommission des Landtags Rheinland-Pfalz
Mainz 1998 (vergriffen)

Heft 5

Sozialpolitik auf dem Prüfstand
Vortrags- und Diskussionsveranstaltung
aus Anlaß der Tage der Forschung 1998
Mainz 1998 (vergriffen)

Heft 6

Zum Gedenken an die Opfer des Nationalsozialismus
Dokumentation der Veranstaltung am 27. Januar 1999
Mainz 1999 (vergriffen)

Heft 7

Kirche und Staat. Partner am Wendepunkt?
Podiumsdiskussion
Mainz 1999 (vergriffen)

Heft 8

Gedenkveranstaltung
zum 60. Jahrestag des Beginns des Zweiten Weltkrieges
Mainz 1999 (vergriffen)

Heft 9

Verfassungsreform
Der Weg zur neuen Landesverfassung vom 18. Mai 2000
Mainz 2000 (vergriffen)

Heft 10

Veranstaltungen zum Tag des Gedenkens an die Opfer
des Nationalsozialismus am 27. Januar 2000
Kinder und Jugendliche im Holocaust
Mainz 2000 (vergriffen)

Heft 11

Parteienfinanzierung im internationalen Vergleich
Mainz 2000 (vergriffen)

Heft 12

Volk oder Parteien – wer ist der Souverän?
Podiumsdiskussion im Landtag Rheinland-Pfalz
am 20. Juni 2000
Mainz 2000 (vergriffen)

Heft 13

Politik mit der Bibel?
Diskussionsveranstaltung im Landtag Rheinland-Pfalz
am 14. Dezember 2000
Mainz 2001 (vergriffen)

Heft 14

Länderverfassungen im Bundesstaat
Vortragsveranstaltung im Landtag Rheinland-Pfalz
am 19. Dezember 2000
Mainz 2001 (vergriffen)

Heft 15

Haushaltsreform und parlamentarisches
Budgetrecht in Rheinland-Pfalz
Mainz 2001 (vergriffen)

Heft 16

Leidensstätten der Opfer des Nationalsozialismus in Mainz
Mainz 2001 (vergriffen)

Heft 17

Was kann, was darf der Mensch?
Symposium zu aktuellen Fragen der Bioethik
Mainz 2001 (vergriffen)

Heft 18

Verfassungsentwicklung in Europa nach Nizza:
Die Rolle der Regionen
Internationale Tagung in Trier am 7. und 8. Dezember 2001
Mainz 2002 (vergriffen)

Heft 19

Russlanddeutsche im Strafvollzug
Anhörung der Strafvollzugskommission des Landtags Rheinland-Pfalz
am 29. Oktober 2002
Mainz 2002 (vergriffen)

Heft 20

Wider das Vergessen – Für die Demokratie
Abgeordnete des Landtags im Dialog mit Schülerinnen und Schülern
aus Anlass des Gedenktages für die Opfer des Nationalsozialismus
am 27. Januar 2003
Mainz 2003 (vergriffen)

Heft 21

Streitfall Pflege
Lösungsansätze und Perspektiven in Rheinland-Pfalz
Podiumsdiskussion im Landtag Rheinland-Pfalz am 1. April 2003
Mainz 2003 (vergriffen)

Heft 22

Mit den Augen des Anderen
Die jüdisch-arabische Verständigungsinitiative Givat Haviva
Ausstellung und Podiumsdiskussion
im Landtag Rheinland-Pfalz
am 3. Dezember 2003
Mainz 2003 (vergriffen)

Heft 23

„Einzig hoffe ich noch auf Buonaparte, der ein großer Mann ist!“
Napoleons und Dalbergs Mainzer Treffen im September 1804
Vortragsveranstaltung am 22. September 2004
Mainz 2004 (vergriffen)

Heft 24

Nahe am großen Krieg – Rheinpreußen und die Pfalz 1914
Vortragsveranstaltung im Landtag Rheinland-Pfalz
am 29. September 2004
Mainz 2004 (vergriffen)

Heft 25

Nur freie Menschen haben ein Vaterland
Georg Forster und die Mainzer Republik
Vortragsveranstaltung
Mainz 2004

Heft 26

Der 27. Januar – Zerfall – Wendepunkt – Hoffnung
Gedenksitzung des Landtags Rheinland-Pfalz aus Anlass
des Gedenktages für die Opfer des Nationalsozialismus
am 27. Januar 2005
Mainz 2005

Heft 27

20. Schüler-Landtag Rheinland-Pfalz 2004
Dokumentation
Mainz 2005

Heft 28

Stand und Perspektiven des Leistungsauftrags Rheinland-Pfalz
Workshop zur politischen Steuerung durch Zielvorgaben im Haushalt
im Landtag Rheinland-Pfalz am 16. Februar 2005
Mainz 2005 (vergriffen)

Heft 29

Friedrich Schillers politischer Blick
Eine Veranstaltung in der Reihe „Literatur im Landtag“
im Landtag Rheinland-Pfalz am 4. Oktober 2005
Mainz 2006 (vergriffen)

Heft 30

Christoph Grimm Reden 1991–2006
Eine Auswahl aus der Amtszeit des rheinland-pfälzischen
Landtagspräsidenten
Mainz 2006

Heft 31

Die Präsidenten des Landtags 1946–2006
Biographische Skizzen aus sechs Jahrzehnten
rheinland-pfälzischer Parlamentsgeschichte
Mainz 2006

Heft 32

Die „Schaffung eines rhein-pfälzischen Landes“
und seine demokratische Entwicklung
Eine Veranstaltung des Landtags und der
Landesregierung Rheinland-Pfalz zur Landesgründung
am 30. August 2006 im Plenarsaal des Landtags in Mainz
Mainz 2007

Heft 33

60 Jahre Parlament in Rheinland-Pfalz
Festveranstaltung aus Anlass des 60. Jahrestages
der Konstituierung der Beratenden Landesversammlung
am 22. November 2006 im Stadttheater Koblenz
Mainz 2007

Heft 34

Veranstaltungen zum Tag des Gedenkens an die Opfer
des Nationalsozialismus 2007
Plenarsitzung, Vorträge und Ausstellung
im Landtag Rheinland-Pfalz
Mainz 2007 (vergriffen)

Heft 35

„Packt an! Habt Zuversicht!“
Über die Entstehung des Landes Rheinland-Pfalz
und seinen Beitrag zur Gründung der
Bundesrepublik Deutschland
Mainz 2007 (vergriffen)

Heft 36

„Was bedeutet uns Hambach heute?“
Podiumsdiskussion am 24. Mai 2007 und Präsentation
des Sonderpostwertzeichens „175 Jahre Hambacher Fest“
am 2. Mai 2007 im Landtag Rheinland-Pfalz
Mainz 2007 (vergriffen)

Heft 37

„(...) Den sittlich, religiösen, vaterländischen
Geist der Nation zu heben (...)“
Die Reformen des Freiherrn vom Stein
Vortragsveranstaltung im Landtag Rheinland-Pfalz
am 13. September 2007
Mainz 2007

Heft 38

„700 Jahre Wahl Balduins von Luxemburg zum Erzbischof von Trier“
Eine Veranstaltung des Landtags Rheinland-Pfalz
am 7. Dezember 2007 im Kurfürstlichen Palais in Trier
Mainz 2008

Heft 39

Veranstaltungen zum Tag des Gedenkens an die Opfer
des Nationalsozialismus 2008
Plenarsitzung, Ausstellung und Lesung mit Musik
im Landtag Rheinland-Pfalz
Mainz 2008

Heft 40

60 Jahre Israel –
zwischen Existenzrecht und Existenzbedrohung
Vortragsveranstaltung im Landtag Rheinland-Pfalz am 5. Mai 2008
Mainz 2008

Heft 41

Veranstaltungen zum Tag des Gedenkens
an die Opfer des Nationalsozialismus 2009
Plenarsitzung im Pfalzkrankenhaus Klingenmünster,
Ausstellung und Vortragsveranstaltung im Landtag Rheinland-Pfalz
Mainz 2009

Heft 42

60 Jahre Grundgesetz:
Fundament geglückter Demokratie
Festakt am 18. Mai 2009 im Landtag
aus Anlass der Zustimmung des Landtags Rheinland-Pfalz
zum Grundgesetz
am 18. Mai 1949
Mainz 2009

Heft 43

Auswanderung nach Amerika
Vortragsveranstaltungen zur Auswanderung aus Gebieten des
heutigen Rheinland-Pfalz nach Brasilien am 10. Juli 2009
und zur Auswanderung in die USA am
15. September 2009 im Landtag
Mainz 2009

Heft 44

Die Folgen des Klimawandels für Rheinland-Pfalz
Aus der Arbeit der Enquete-Kommission „Klimawandel“ des Landtags
Mainz 2010

Heft 45

„Wir sind das Volk!“
Freiheit, Einheit und Europa vom Hambacher Fest bis heute
Podiumsdiskussion am 6. Oktober 2009
im Plenarsaal des Landtags Rheinland-Pfalz
Mainz 2010

Heft 46

Veranstaltungen zum Tag des Gedenkens
an die Opfer des Nationalsozialismus 2010
Plenarsitzung und Ausstellung im Landtag Rheinland-Pfalz,
Vortragsveranstaltung in Mainz
Mainz 2010

Heft 47

„Dass diese Entscheidung sich auswirken möge zum Wohl von Volk und Land“
60 Jahre Hauptstadtschluss des Landtags
Eine Veranstaltung des Landtags Rheinland-Pfalz,
der Landesregierung und der Landeshauptstadt Mainz
am 17. Mai 2010 im Plenarsaal des Landtags
Mainz 2010

Heft 48

Auf einem guten Weg!
20 Jahre Deutsche Einheit – Rheinland-Pfalz
Podiumsdiskussion im Landtag Rheinland-Pfalz am 15. September 2010
Mainz 2011

Heft 49

Veranstaltungen zum Tag des Gedenkens an die Opfer
des Nationalsozialismus 2011
Plenarsitzung in der Synagoge der Jüdischen Gemeinde Mainz
Ausstellungen im Landtag Rheinland-Pfalz
Mainz 2011

Heft 50

Volksentscheide, Demokratie und Rechtsstaat
Das rheinland-pfälzische Reformprojekt
„Mehr Bürgerbeteiligung wagen“
im Lichte schweizerischer und deutscher Erfahrungen
Diskussionsveranstaltung in der Reihe „Partner im Dialog“
am 14. Juni 2011 im Plenarsaal des Landtags Rheinland-Pfalz
Mainz 2011

Heft 51

Anfänge der modernen Demokratie in Mainz –
Das „Deutschhaus“ als Erinnerungsort
Vortrag im Landtag Rheinland-Pfalz am 9. August 2011
zum Abschluss der Reihe „Verborgen – Verloren – Wiederentdeckt.“
Erinnerungsorte in Mainz von der Antike bis zum 20. Jahrhundert“
Mainz 2011

Heft 52

„Kreuz – Rad – Löwe“
Vortragsveranstaltungen anlässlich der Autorentage des Projektes
„Handbuch der Geschichte von Rheinland-Pfalz“
am 24. April 2009 und am 17. September 2010
Mainz 2012

Heft 53

„Landauf – Landab“
Fünf Abgeordnete und 200 Jahre Demokratie- und Parlamentsgeschichte
Mainz 2012

Heft 54

Veranstaltungen zum Tag des Gedenkens an die Opfer
des Nationalsozialismus 2012
Plenarsitzung und Ausstellung im Landtag Rheinland-Pfalz
Konzert in der Kirche St. Bonifaz in Mainz
Mainz 2012

Heft 55

Die Mainzer Republik 1792/93
Französischer Revolutionsexport
und deutscher Demokratieversuch
Schriften von Franz Dumont,
bearbeitet von Stefan Dumont und Ferdinand Scherf
Mainz 2013

Heft 56

„Ein neues demokratisches Deutschland
als lebendiges Glied der Völkergemeinschaft zu formen ...“
Feierstunde aus Anlass der Annahme der Verfassung für Rheinland-Pfalz
vor 65 Jahren am 18. Mai 2012 im Landtag Rheinland-Pfalz
Mainz 2013

Heft 57

180 Jahre Hambacher Fest
Gemeinsame Feierstunde
von Landtag und Landesregierung Rheinland-Pfalz
am 25. Mai 2012 auf dem Hambacher Schloss
Mainz 2013

Heft 58

Veranstaltungen zum Tag des Gedenkens an die Opfer
des Nationalsozialismus 2013
Plenarsitzung in der Gedenkstätte KZ Osthofen,
Ausstellungen und Vortrag im Landtag Rheinland-Pfalz
Mainz 2013

Heft 59

Veranstaltungen zum 220. Jahrestag
der Ausrufung der Mainzer Republik am 18. März 2013
Platzumbenennung, Festveranstaltung,
Ausstellung und Vortrag im Landtag Rheinland-Pfalz
Mainz 2014